

Schwäbische Volksmärchen



Edition Zulu-Ebooks.com

H.V.
93



Edition Zulu-Ebooks.com

Das Wunderschiff – Schwäbische Volksmärchen

Hohenstaufen-Verlag
Stuttgart

1941

Der Drachentöter

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Als sie erwachsen waren, ließ er ihnen kostbare Gewänder anfertigen, gab jedem einen schön verzierten Gürteldolch und ein gutes Schwert in die Hand und sprach: »Nun reist hinaus in die Welt, seht euch überall wohl um und versucht euer Glück!« Dazu waren die drei Brüder gleich bereit, nahmen Abschied von ihrem alten Vater und zogen zum Tor hinaus. Als sie ein gutes Stück gewandert waren, kamen sie zu einer großen Tanne; da beschlossen sie, sich zu trennen. »Wir wollen unsere Dolche in diese Tanne stecken«, sagte der älteste. »Kommt einer von uns zu irgendeiner Zeit wieder einmal hier vorbei, so mag er an ihnen erkennen, ob wir noch am Leben oder ob wir gestorben sind, und dies wird das Zeichen sein: wessen Dolch einen Rostfleck zeigt, der ist tot und wird die Heimat seiner Väter nie mehr wiedersehen.« – Sie stießen also die blanken Klingen tief in den Baum; dann ging der eine zur Rechten, der andere zur Linken, der jüngste aber zog geradeaus und kam bald in einen großen, finsternen Wald.

Wie er nun so allein zwischen den dunklen Tannen dahinging, kam ihm mit einem Mal ein Bär entgegen. Ohne langes Besinnen griff er nach seinem Schwert und wollte ihm auf den Pelz rücken. Der Bär aber rief: »Töte mich nicht, es wird dein Glück sein!« trottete freundlich und zutraulich heran und begleitete den Königssohn durch den Wald. Als er wieder eine Strecke gewandert war, kam plötzlich ein großer, wilder Wolf dahergesprungen. Im nächsten Augenblick schon schwang der Prinz sein Schwert, stellte sich ihm in den Weg und wollte ihn erschlagen. Der Wolf aber rief: »Töte mich nicht, es wird dein Glück sein!« – Da ließ er auch ihn am Leben, und nun zog der Wolf mit dem Bären hinter ihm her. Es dauerte nicht lange, da stand, wie aus der Erde gewachsen, ein mächtiger Löwe vor ihm und fletschte die Zähne. Dem Königssohn fuhr geschwind der Schreck in die Glieder; dann aber zog er blitzschnell sein Schwert, um es ihm in den Rachen zu stoßen. Weil aber der Löwe sagte: »Töte mich nicht, es wird dein Glück sein!«, schenkte er auch ihm

das Leben. Nun zog auch der Löwe mit dem Wolf und dem Bären hinter ihm her, und alle drei Tiere wichen nicht mehr von ihm.

Lange Zeit wanderte der Prinz mit seinen Begleitern durch den Wald, ohne einem Menschen zu begegnen. Endlich sah er in der Ferne eine Stadt. Da schritt er munter voran und zog bald darauf mit seinen Tieren durch das Tor ein. Doch seltsam: Alle Häuser waren mit schwarzem Flor behangen, und die Menschen gingen stumm und traurig durch die Straßen. Da fragte der Prinz, was denn der Stadt widerfahren sei. »Ach!« erzählten ihm da die Leute, »auf dem Berg dort, wo die Kapelle steht, haust ein siebenköpfiger Drache. Dem muß man jeden Tag ein unschuldiges Mädchen zum Fressen bringen sonst ist vor ihm niemand seines Lebens sicher. Nun aber soll ihm morgen die einzige Tochter des Königs ausgeliefert werden, und darum ist die Stadt in so tiefer Trauer.« – »Das verstehe ich wohl«, meinte der Prinz, »aber – ist denn gar keine Rettung möglich?« – »Ja, das fragen wir auch, lieber Herr«, sagten sie. »Der König hat wohl schon lange im ganzen Lande bekanntmachen lassen, daß er dem Drachentöter die schöne Prinzessin zur Frau geben wolle; doch bis heute hat sich keiner gefunden, der den Kampf mit dem Ungeheuer wagen will.« – Der Prinz hörte sich alles genau an und dachte: »Wenn *du* den Drachen erlegen und die schöne Königstochter gewinnen könntest! Vielleicht würden die drei Tiere dir helfen?« Und er nahm sich vor, den Kampf gegen den Drachen zu versuchen.

Am anderen Morgen, als die Sonne aufging, gürtete er sich sein Schwert um und stieg auf den Drachenberg, von seinen treuen Tieren begleitet. Als er zu der Kapelle kam, ging die Prinzessin gerade hinein, um zu beten. Sie war so jung und schön, daß er wie gebannt stehenblieb und ihr nachschaute. Da wurde er plötzlich durch ein fürchterliches Brüllen und Fauchen aufgeschreckt, und aus der Felsschlucht hervor stürzte der siebenköpfige Drache ungestüm auf ihn ein. Der Bär, der Wolf und der Löwe warfen sich wütend auf das Untier und jeder riß und biß ihm zwei Köpfe ab. Der siebente Kopf aber, der schrecklichste und gefährlichste von allen, fiel unter dem scharfen, Schwert des Prinzen in den Sand. Lang ausgestreckt lag der tote Drache in seinem Blute. Da trat die Prinzessin aus der Kapelle, ihrem Retter zu danken. Sie nahm die goldene Kette, die sie bisher selber,

getragen, zerteilte sie und legte jedem der Tiere ein Stück davon um den Hals. Zu dem Prinzen aber sagte sie: »Ich danke dir von Herzen, du tapferer Mann! Du hast mich vom Tode errettet, und dafür will ich dir für mein ganzes Leben als deine liebe und treue Frau gehören! Nun aber komm mit zu meinem Vater.« – »Es kann noch nicht sein, liebe Prinzessin«, sagte er; »ich muß mich zuerst noch eine Weile in der Welt umsehen. Heute übers Jahr aber komme ich wieder und dann wollen wir Hochzeit halten!« Darauf schnitt er aus den sieben Drachenköpfen die Zungen heraus, wickelte sie in ein seidenes Tuch und steckte sie in die Tasche. Dann nahm er Abschied von seiner Braut und zog mit seinen getreuen Tieren auf gut Glück in die weite Welt hinaus.

Als der Prinz ihren Blicken in der Ferne entschwunden war, stieg die Prinzessin in die Kutsche, die am Fuße des Berges wartete, um sich nach Hause fahren zu lassen. Der Kutscher fuhr aber erst ab, nachdem er die sieben Drachenköpfe zu sich auf den Wagen geladen hatte. Und wie sie unterwegs durch einen dunkeln Wald kamen, hielt er plötzlich die Pferde an und sagte zu der Prinzessin: »So, nun sind wir allein und keiner ist da, der dir helfen könnte! Sage zum König, *ich* hätte den Drachen getötet! Versprich es mir, oder du mußt auf der Stelle sterben!« Was konnte da die Prinzessin anderes tun, als zustimmen, wenn ihr das Leben lieb war? Als sie im Schloß ankamen, wies der Kutscher dem König die sieben Drachenköpfe vor, verlangte die Prinzessin zur Frau und wollte, daß die Hochzeit gleich am anderen Tage stattfinden sollte. Der König, der sein Wort halten wollte, war damit einig; die Prinzessin aber brachte es unter allerlei Vorwänden fertig, daß die Hochzeit immer wieder aufgeschoben wurde. Ein ganzes Jahr lang trieb sie es so; dann aber mußte sie dem Drängen des Kutschers doch nachgeben. Sie tat es auch scheinbar willig, weil sie hoffte, daß der rechte Bräutigam sich nun bald einfinden werde, so wie er es ihr versprochen hatte.

Und richtig, als das Jahr bald um war, hatte der Prinz sich genug in der Welt umgesehen und die Heimreise angetreten. Als gerade noch ein einziger Tag an dem Jahr fehlte, kam er in der Stadt an und war erstaunt darüber, wie lustig und lebendig es überall zuging. Er kehrte in einem Wirtshaus ein, fragte den Wirt, ob er hier übernachten könne und fügte so beiläufig hinzu: »Was geht

denn hier vor? Vor einem Jahr war die Stadt mit Trauerflor behangen und die Leute gingen stumm und traurig umher; heute dagegen sehe ich überall fröhliche Gesichter und die Stadt ist wie zu einem Fest geschmückt!« – »Ihr habt's erraten«, antwortete der Wirt und erzählte ihm, daß morgen die Königstochter Hochzeit halte mit dem Kutscher, der sie vor einem Jahr aus den Klauen des Drachen errettet habe. »Soso«, sagte der Prinz, trank sein Glas leer und begab sich in seine Schlafkammer hinauf.

Am anderen Tag, während droben im Schloß das Hochzeitsmahl im Gange war, saß der Prinz, als Jäger gekleidet, mit dem Wirt in der Schankstube. Sie sprachen von der schönen Prinzessin und dem Drachentöter und dem prachtvollen Fest, und dabei sagte der Prinz: »Herr Wirt, holt mir doch auch einen Krug von, dem Wein, den die Braut im Schlosse trinkt!« – »Das kann ich nicht, Herr!« antwortete der Wirt. »Dann muß ich halt meinen Wolf hinschicken!« meinte der Prinz; rief den Wolf zu sich und sagte: »Geh zu der Prinzessin ins Schloß und sage, dein Herr lasse um einen Krug von dem Wein bitten den sie selbst trinke!« Es dauerte nicht lange, und der Wolf kam mit dem Krug angesprungen. Da konnte der Wirt sich nicht genug wundern, saß nur da und sah den Fremden an und schüttelte den Kopf. »So, jetzt will ich auch von dem Braten haben, den die Braut ißt!« sprach der Prinz und schickte den Bären aufs Schloß, und der brachte wahrhaftig nach einer Weile ein Stück vom allerbesten Braten. »Nun fehlt bloß noch ein Stück von dem Brot, das die Prinzessin ißt!« sagte der Prinz, und schickte den Löwen hin. Der kam nach kurzer Zeit mit einem großen Stück Brot im Maul angetrottet.

Die Prinzessin aber, die an der Hochzeitstafel saß, hatte die Tiere erkannt und wußte wohl, wer ihr Herr war. Darum gab sie ihnen auch alles, was sie forderten, von Herzen gerne. Der König hatte die sonderbaren Besucher mit Staunen beobachtet, nahm endlich seine Tochter beiseite und sprach: »Nun sage mir doch einmal, meine liebe Tochter: Was hast du eigentlich mit diesen wilden Tieren im Sinn?« Da erzählte die Prinzessin ihrem Vater alles, so wie es sich zugetragen hatte, und gestand ihm zuletzt, daß der wahre Drachentöter nun da sei und daß sie den und keinen anderen heiraten werde. Der König schickte sogleich einen Boten in das Wirtshaus und ließ den Herrn, dem die drei wilden Tiere gehörten, zur Tafel laden. Als die Hochzeitsgäste nun alle

genug gegessen und getrunken hatten und noch eine Weile so recht vergnügt beisammen saßen, sagte der König: »Wir wollen uns zur Unterhaltung ein wenig erzählen. Und wer wird mehr erzählen können als der Drachentöter und unser lieber Gast, der Jäger, der heute erst von einer weiten Reise zurückkehrte? Beginne also, Freund Drachentöter!« Da ließ der falsche Drachentöter die sieben Drachenköpfe auf den Tisch legen und berichtete mit vielen aufgeblähten Worten, wie er sie damals im Kampf dem Untier abgeschlagen habe. Und alle, die von dem bösen Betrug nichts wußten und den Kutscher für den Drachentöter hielten, bewunderten ihn und spendeten ihm Lob über Lob. Der König aber verzog keine Miene und sagte nur: »Nun denn, Herr Jäger, erzählt Ihr einmal von Euren Abenteuern!«

Der erhob sich, verbeugte sich höflich und gestand zum ersten, daß er kein Jäger, sondern ein Prinz sei. Dann schilderte er getreulich, auf welch eigentümliche Weise er zu den treuen Tieren gekommen sei und wie sie geholfen hätten, einen siebenköpfigen Drachen zu überwinden und eine Königstochter vom sicheren Tode zu erretten. »Und welch ein Zufall«, sagte er, »gerade heute vor einem Jahr und nahe bei dieser Stadt hat sich all das zugetragen. Auch die Drachenköpfe hier kommen mir so bekannt vor, als ob ich sie schon einmal gesehen hätte. Nur, will mir scheinen, haben sie keine Zunge im Maul, was doch sonst gewiß bei allen Tieren der Fall ist.« Da erhob sich der König und rief: »Diener! Öffnet die Drachenmäuler!« Und richtig, – in keinem von allen sieben war eine Zunge zu entdecken. »Wo sind die Zungen, Kutscher?!« stellte der König den falschen Mann zur Rede. »Da müßt Ihr nicht den da, sondern, mich fragen, Herr König«, entgegnete der Prinz. »Hier sind sie!« – und dabei wickelte er die sieben Zungen aus dem seidenen Tuch. Und siehe, sie paßten genau auf die abgeschnittenen Enden in den Rachen der Drachenköpfe. »Und nun, edle Prinzessin«, wandte sich der Prinz an die Königstochter, »kennt Ihr vielleicht die goldene Kette am Hals meiner Tiere?« – »O gewiß!« sagte sie, »die kenne ich gut! Ich selbst habe sie ja deinen Tieren umgehängt, weil sie dir so treu und tapfer im Kampf gegen den Drachen beigestanden haben.«

Nun wußte der König gewiß, daß der Prinz der wahre Drachentöter, der Kutscher aber ein arglistiger Betrüger war. In der gleichen Stunde noch wurde der Falsche dem Henker übergeben. Der Prinz und die Prinzessin aber hielten Hochzeit und lebten nach des alten Königs Tod noch lange Jahre in Glück und Freude als König und Königin.

Was aus den beiden Brüdern des Königs geworden ist? Niemand weiß, ob sie heimgekehrt sind oder heute noch in der Welt umherwandern. Wenn ich aber an die große Tanne komme, will ich doch nachsehen, ob sie noch am Leben sind oder ob die blanken Klingen Rostflecke bekommen haben.

König Meerfahrer

Es war einmal ein König, der wurde überall nur »König Meerfahrer« genannt, weil er ein halbes Leben lang auf allen Meeren gefahren war. Nun war er in sein Land zurückgekehrt und trug sich mit dem Gedanken zu heiraten. Da träumte ihm drei Nächte hintereinander, er solle ein armes Mädchen, das keinen Kreuzer Geld besitze, zur Frau nehmen. Als er am Morgen nach dem ersten Traum erwachte, schüttelte er den Kopf und lachte darüber. »Was für unmögliches Zeug doch einer träumen kann!« sagte er vor sich hin und ging an seine Regierungsgeschäfte. Wie aber der Traum sich dreimal wiederholte, nahm er ihn für ein Zeichen und sann lange darüber nach. Endlich dachte er bei sich: »Wenn ich auch ein König bin so könnte ich doch mit einer armen Frau glücklich werden; wenn sie sonst nur lieb und brav ist.« Am anderen Tage schon begab er sich auf die Reise, um sich in der Welt umzusehen und die richtige Frau für sich auszusuchen.

Er war schon eine gute Weile unterwegs, da kam er eines Abends in ein fremdes Dorf. Weil aber im Wirtshaus kein Platz mehr war, mußte er bei einem armen Schuster übernachten. Wie er da so in der niedrigen Stube saß, rief der Meister seine Tochter herein, dem vornehmen Gast das Nachtessen und hernach das Bett zu richten. Das Mädchen war jung und hübsch und gab auch dem König auf alle Fragen so gute und verständige Antworten; daß es ihm von Herzen wohlgefiel. Und so geschah es, daß er noch am selben Abend den Schuster bat, er möge ihm seine Tochter zur Frau geben. Der arme Schuster glaubte, der König wolle ihn zum besten haben; darum sagte er: »Herr König, Ihr solltet über meine Armut nicht spotten! Mein Kind ist zwar brav und gut, aber ich weiß recht wohl, daß ihm alles fehlt, was die Frau eines Königs besitzen muß.« Aber der König blieb mit allem Ernst dabei: Keine andere als seine Tochter müsse seine Gemahlin werden. Da sagte der Schuster: »Nun, so will ich nichts dagegen haben. Das Weitere müßt Ihr mit meiner Tochter selbst ausmachen.« Am anderen Morgen traf der König die Schusterstochter allein im Garten an, gestand ihr seine Liebe und versprach ihr, sie sein Leben lang in Treuen lieb zu haben Sie errötete und senkte den Blick zu Boden, und konnte es fast nicht

glauben, daß der König ein so armes Mädchen wie sie zu seiner Frau machen wolle. Als sie aber merkte, wie ernst es ihm mit seiner Bitte war, sagte sie von Herzen »ja«. Bald darauf wurde die Hochzeit gefeiert, und die beiden waren glücklich miteinander, obwohl im Schlosse auch noch die alte Mutter des Königs wohnte, die eine unleidige und finstere Frau war.

Sie waren aber noch kein halbes Jahr verheiratet, da brach ein Krieg aus, und der König mußte an der Spitze seines Heeres gegen die Feinde ziehen, weit, bis an die Grenzen seines Landes. Mehrere Monate war er nun, schon von zu Hause fort; da gebar eines Tages seine Frau drei wunderschöne Kinder, zwei Buben und ein Mädchen, und jedes hatte ein kleines goldenes Kreuz als Mal auf der Schulter. Die Mutter des Königs aber, die böse, hochmütige Frau, konnte die junge Königin nicht leiden, weil sie so arm und von so niederer Herkunft war. Deshalb nahm sie ihr gleich nach der Geburt die drei Kinder weg und schrieb dem König in einem Brief, seine Frau müsse eine Hexe sein, denn sie habe drei Hunde geboren. Darüber wurde der König sehr zornig, und schrieb seiner Mutter zurück, sie solle die drei Hunde ins Wasser werfen und seine Frau so lange in den tiefen Turm einsperren lassen, bis er aus dem Krieg zurückkomme. Diesen Auftrag führte die Alte mit Freuden aus. Die Königin wurde in den Kerker geworfen und bekam jeden Tag nur Wasser und Brot. Die drei Kinder aber ließ das böse Weib in ein Faß einschließen und so in den nahen Fluß werfen. Das Faß sank jedoch nicht unter, sondern schwamm auf der Strömung fort und wurde zuletzt an das Wehr einer Mühle getrieben. Der Müller holte es heraus und öffnete es. Wie wunderte er sich da, als er die drei schönen, zarten Kinder darin fand! Er brachte sie gleich seiner Frau, und die sorgte für sie mit Liebe und zog sie auf wie ihre eigenen fünf Kinder.

So waren beinahe fünfzehn Jahre vergangen. Der König mußte andauernd Krieg führen; seine Frau aber blieb in dem Turm eingesperrt und seine drei Kinder wurden fern in der Mühle großgezogen. Nun konnten sich aber die Kinder des Müllers mit den Königskindern nur schlecht vertragen. Sie schlossen sie bei ihren Spielen aus und neckten sie oft damit, daß sie keinen Namen und keine Heimat hätten und bloß Findelkinder seien. Das verdroß die KönigsKinder endlich so sehr, daß sie eines Tages die

Mühle heimlich verließen und fortwanderten, tief in den Wald hinein.

Da begegnete ihnen eine alte Frau, die war eine Zauberin. Als sie sich nach dem Weg erkundigten, sagte die Alte: »Bleibt nur bei mir. Ich will euch verraten, wie ihr euer Glück machen könnt.« – »Das möchten wir gar gern«, sagten die drei Königskinder. »Sag uns, wie das geschehen kann.« Da erzählte ihnen die Zauberin, im Walde stehe ein verwunschenes Schloß, das könnten sie aus seinem Zauberschlaf befreien. Das war eine Aufgabe, so recht nach dem Sinne der Königssöhne! Darum antworteten sie auch wie aus *einem* Munde: »Das wollen wir gerne tun! Sag uns nur, wie wir es anfangen sollen!« – Da flüsterte die Alte geheimnisvoll: »Ihr braucht bloß den goldenen Käfig mit der schwarzen Amsel drin aus dem Schlosse zu holen. Aber ihr dürft euch durch nichts aufhalten lassen und müßt euch beeilen; denn nur des Mittags beim zwölften Glockenschlag tut sich das Schloß für eine Stunde auf und kann die Befreiung gelingen. Wer mir den goldenen Käfig bringt, der bekommt das Schloß und alle Schätze, die es in seinen hundert Zimmern birgt.« – »Wir wollen das Los darüber entscheiden lassen, welcher von uns beiden das Schloß gewinnen soll«, sagten die Brüder, und der, den es traf, machte sich sogleich auf den Weg in den dunkeln Wald.

Er kam auch richtig schon nach kurzer Zeit vor das Schloßtor, und weil es gerade Mittag – vom Turm schlug, konnte er mit dem zwölften Schlag ungehindert eintreten. Er konnte nicht genug staunen über das prächtige Schloß und wollte sich erst einmal alle Räume genau ansehen. Seltsamerweise ließ sich kein menschliches Wesen blicken, wohl aber allerlei Getier des Waldes: Rehe, Hasen, Füchse und Vögel, die ihn alle zutraulich umdrängten. Während er mit den Tieren spielte, hörte er auf einmal eine so wunderschöne Musik, wie er in seinem Leben noch keine vernommen hatte. Er blieb stehen und lauschte und vergaß alle Zeit. Plötzlich aber erdröhnte ein so mächtiger Schlag, daß er vor Schreck erbleichte und meinte, das Schloß stürze in sich zusammen. Zugleich aber fielen alle Türen ins Schloß und blieben verschlossen und er konnte nicht mehr ins Freie gelangen. Als er am folgenden Tage nicht zurückkam, sagte die Zauberin zu dem zweiten Prinzen: »Nun kannst *du* dich auf den

Weg machen und dein Glück probieren. Dein Bruder hat die rechte Stunde versäumt und das Schloß nicht aus seinem Zauber befreien können. Geh nun; du darfst dich aber ja nicht zu lange darin aufhalten!« – »Nein, das will ich nicht tun«, sagte der Prinz und machte sich auf den Weg. Er kam auch bald und zur rechten Zeit zu dem Schloß und trat ein. Wie mußte er da staunen! Er ging von Zimmer zu Zimmer, spielte mit den Tieren und vernahm die wunderschöne Musik und konnte sich gar nicht satt daran hören. Da ging es ihm wie seine Bruder: er vergaß die Zeit, war plötzlich eingesperrt und konnte nicht mehr aus dem Schlosse kommen.

Am anderen Tag sagte die alte Zauberin zu der Prinzessin: »Jetzt, mein Kind, ist die Reihe an dir. Nun kannst *du* wieder gutmachen, was deine Brüder versäumt haben, und kannst zugleich auch sie beide aus dem verzauberten Schloß befreien. Denke an die richtige Stunde und halte dich ja nicht zu lange darin auf!« Die Königstochter versprach, alles wohl zu beachten und ging ohne Furcht in den großen, dunkeln Wald hinein. Als sie beim zwölften Stundenschlag durch das Tor trat, kamen ihr sogleich ihre Brüder entgegen und erzählten von dem Unglück, das ihnen widerfahren war. Doch sie gab ihnen kein Gehör und keine Antwort und eilte, ohne auf die schöne Musik zu hören, von einem Zimmer ins andere, bis sie endlich im allerletzten den goldenen Käfig mit der schwarzen Amsel fand. Schnell ergriff sie ihn und eilte damit zum Schloß hinaus. Kaum aber war sie draußen, da geschah ein furchtbares Donnern und Dröhnen und viele Stimmen riefen durcheinander: »O Glück! – O Freude! Endlich ist die Stunde der Befreiung gekommen!« Alle die Tiere hatten ihre menschliche Gestalt wiedererlangt, kamen aus dem Schloß gegangen und bedankten sich von Herzen bei der Prinzessin. Ihre Brüder aber blieben bei ihr in dem Schloß, und sie waren nun alle drei überglücklich.

Von diesem Schlosse aber wurde in der ganzen Welt viel gesprochen; besonders von der Amsel in dem goldenen Käfig. Denn die konnte sprechen wie ein Mensch und wußte alles, was seit hundert Jahren geschehen war und in den nächsten hundert Jahren geschehen werde. Darum kamen oftmals Leute aus aller Herren Ländern, um die kluge Amsel zu befragen.

Auch König Meerfahrer, der noch immer im Kriege war, hörte von dem wunderbaren Vogel und gedachte ihn aufzusuchen, um aus seinem Munde die Wahrheit über das Vergangene zu erfahren. Denn er hatte oft mit Trauer und Sehnsucht an seine geliebte Frau gedacht, die nun schon jahrelang – und, wer weiß, vielleicht unschuldig – auf seinen Befehl im Gefängnis schmachtete. Als er darum endlich Frieden schließen konnte, zog er auf seiner Heimfahrt durch den großen Wald und kehrte in dem Schlosse ein. Da wurde er von seinen drei Kindern freundlich empfangen, ohne daß sie einander erkannten. Nachdem er sich an Brot und Wein gestärkt hatte, erkundigte er sich auch nach der Amsel und wünschte sie zu sehen und zu befragen. Da begleiteten ihn die Geschwister, in das Zimmer, in dem der goldene Käfig hing. Kaum war der König eingetreten, so begrüßte ihn die Amsel mit, den Worten: »Willkommen, König Meerfahrer!« Der König blieb verwundert stehen und sagte: »Du kennst mich bei meinem Namen und Stand?« – »Ja, König Meerfahrer«, antwortete die Amsel, »und ich kenne auch Euer Geschick und weiß Dinge, die Eueren Augen verborgen sind.« – »Oh, es sind schlimme und schreckliche Dinge, ich ahne es!« sagte der König und barg das Gesicht in seiner Rechten. »Ihr Seid betrogen worden, damals, als Eure Mutter Euch den Brief ins Heerlager schrieb.« – »Als meine Frau die drei ...?« »ja, mein König, als Eure liebe und getreue Frau Euch die drei Kinder gebar. Keine Hunde waren es, wie die böse, alte Königin schrieb, sondern drei liebliche Kinder zwei Söhne und eine Tochter. Warum glaubtet Ihr Eurer Mutter, die die junge Königin nur haßte, weil sie arm und niederer Herkunft war?« »Ach, ich Unglücklicher!« klagte der König. »Wie man berichtet wird, so richtet man! Falsch und böse wurde mir berichtet und falsch und böse habe ich darum auch gerichtet!« – »Es kann noch alles gut werden, König Meerfahrer«, tröstete die Amsel. »Eure Frau ist ja noch am Leben.« – »Und was ist aus meinen Kindern geworden?« fragte der König. Da erzählte ihm die Amsel alles, so wie es geschehen war: wie der Müller die ausgesetzten Kinder gefunden und aufgezogen, wie sie mit fünfzehn Jahren heimlich davongegangen seien und wie sie endlich hier im Walde das verwunschene Schloß und auch sie selber aus der Verwünschung befreit hätten. »Eure Tochter und Eure beiden Söhne aber, – sie stehen in diesem Augenblick vor Euch.«

Da hättet ihr die Freude des Königs sehen sollen, als er seine Kinder in die Arme schloß und küßte, und wie die Kinder sich freuten, als sie zum ersten Male ihren Vater liebhaben durften! Der König bedankte sich von Herzen bei der Amsel, und die Tochter brachte sie nun im goldenen Käfig der alten Zauberin in den Wald hinaus. Wie aber erstaunte da die Prinzessin, als die Frau das Türchen des Käfigs öffnete und die Amsel heraushüpfte und sich in einen herrlichen jungen Königssohn verwandelte! Sie hatten einander lieb auf den ersten Blick, küßten sich und wanderten fröhlich zu dem Schloß zurück, in dem der Vater mit seinen Söhnen wartete. Nun ritten sie alle so schnell sie konnten auf die heimatliche Burg. Des Königs erster Gang war ins Gefängnis. Mit eigener Hand schloß er die eiserne Tür auf, holte seine arme, unschuldige Frau aus dem dunkeln Verlies hervor und bat sie tausendmal um Verzeihung. Es war gut, daß die alte böse Königin gestorben war; denn nun konnte das Königspaar mit seinen Kindern von Herzen glücklich sein. Die Prinzessin aber hielt Hochzeit mit dem erlösten Königssohn und war durch das Schloß und die vielen Schätze, die darin angesammelt waren, die reichste Königin auf der ganzen Welt geworden.

Der Hahn mit den Goldfedern

Es waren einmal drei Handwerksgelesen, die hatte draußen in der Fremde der Zufall zusammengeführt und das Heimweh nach der lieben Heimat zu guten Freunden gemacht. Die beiden älteren waren Kupferschmiede und stammten aus dem gleichen Dorfe; der jüngste, der Bernhard, war ein Schreiner, Kind armer Leute, die schon lange gestorben waren. Nun standen die drei Gesellen schon einige Jahre in der großen fremden Stadt in Arbeit, konnten die ganze Woche über zwischen den hohen Häusern den Himmel nicht erblicken und wußten fast nicht mehr, wie ein Berg oder ein Wald aussah. So wurde ihre Sehnsucht nach Hause allmählich so stark, daß sie eines Tages ihren Meistern den Dienst auf sagten, ihre Felleisen schnürten und heim wanderten. Oftmals marschierten sie Tag und Nacht durch, und weil sie möglichst all ihr Ersparnes nach Hause bringen wollten und es gerade Sommer war, so ließen sie die, Wirtshäuser unbeachtet an der Straße liegen und nahmen lieber bei Mutter Grün Herberge.

So nächtigten sie auch einmal wieder nach einem langen Regentag im Walde, suchten eine windgeschützte Felsschlucht auf und machten ein Feuer an, um ihre Kleider trocknen zu können. Sie hatten es so vereinbart, daß sich immer zwei zum Schläfe niederlegen durften, der dritte aber Wache stehen und das Feuer unterhalten mußte. Bernhard hatte die erste Wache, und als das Feuer allmählich abbrannte, ging er in den Wald hinein, um noch mehr dürres Holz zu suchen. Während er sich aber immer weiter entfernt hatte, war das Feuer vollends erloschen, und er konnte in der stockdunklen Nacht den Lagerplatz nicht wiederfinden. Stundenlang irrte er im Wald umher. Endlich sah er zwischen den Stämmen ein Licht schimmern, ging darauf zu und kam an ein altes Jagdschloß. Er trat ein, klopfte an die Türen, rief – aber nichts rührte sich. Doch brannte im letzten Zimmer Licht, und ein Feuer knisterte im Ofen; in der Mitte stand ein Tisch und in der Ecke ein frisch gerichtetes Bett. Darein legte er sich, um auszuruhen. Als er aber gerade am Einschlafen war, hörte er ganz in seiner Nähe einen Hahn krähen. Er stand auf und durchsuchte das Zimmer bis in den letzten Winkel hinein; aber nirgends war ein Hahn zu entdecken. Kaum

lag er wieder im Bett, krächte es zum zweiten Male. Bernhard glaubte bestimmt zu hören, daß das Krähen aus dem Zimmer kam; aber er mochte suchen so lange er wollte, es war kein Hahn zu finden. Er legte sich wieder hin und paßte nun genau auf, und richtig, als sich der Hahn zum dritten Male vernehmen ließ, merkte er deutlich, daß das Krähen aus dem Tische kam. Er sprang aus dem Bett, zog die Schublade heraus, und – wahrhaftig: da saß der Gockel drin. Ein großer Gockel, mit lauter goldenen Federn! »Du kommst mir gerade recht!« dachte Bernhard, zog sein Messer heraus und wollte den Hahn schlachten und braten; denn er hatte großen Hunger. Da fing der Hahn plötzlich an zu sprechen wie ein Mensch: »Laß mich am Leben. Zieh nur eine Feder aus meinem Schwanz; mit ihr kannst du dir alles herbei wünschen, was du willst. Du brauchst es nur mit der Feder zu schreiben und sogleich wird es da sein. Eines aber vergiß nicht: du darfst keinem Zweiten etwas von dieser Feder erzählen!« Der Gockel hatte noch nicht einmal zu Ende gesprochen, da hatte ihm Bernhard schon eine seiner goldenen Federn ausgerupft und schrieb damit auf die Tischplatte: »Ich wünsche einen saftigen Braten und eine Flasche Wein!« Im Nu stand beides auf dem Tisch, und er ließ sich's vortrefflich schmecken. Als er satt war, schrieb er: »Ich wünsche, daß das Lagerfeuer im Walde brennt, daß meine beiden Kameraden fest schlafen und daß ich sogleich bei ihnen bin!« Kaum hatte er das letzte Wort geschrieben, stand er auch schon vor den schlafenden Gesellen, und das Feuer loderte hell und lustig. Als die zwei Kupferschmiede am Morgen erwachten, fragten sie den Freund, warum er sie denn nicht geweckt und die ganze Nacht allein Wache gehalten habe. »Ach, ihr habt so gut geschlafen, daß ich euch nicht wecken wollte. jetzt aber, meine ich, sollten wir weiterwandern«, sagte er; von seinem Besuch in dem alten Waldschloß aber und von der goldenen Hahnenfeder erwähnte er kein Wort, weil's der Hahn ihm verboten hatte. Nach einigen Tagen, als der große Wald noch immer kein Ende nehmen wollte, blieb Bernhard einmal hinter den anderen zurück und schrieb flink auf einen glatten Buchenstamm: »Ich wünsche, daß wir bald in unserer Heimat und im Dorf der beiden Kupferschmiede sind!« Es dauerte keine Viertelstunde, da der Wald zu Ende, und sie befanden sich in einer ganz anderen Gegend. Plötzlich blieb der eine erstaunt stehen und rief seinem Kameraden voller Freude zu:

»Sieh doch einmal die, Berge und das Tal und das Dörfchen dort! Das ist doch unser Heimatort!« – »Ja, wahrhaftig!« rief der andere aus. »Ich kann es fast nicht glauben, denn vor keiner halben Stunde noch waren wir meilenweit von zu Hause entfernt. Aber – aufs Tüpfelchen genau so wie unser Dörfchen kann doch kein zweites auf der Welt aussehen!« »Nein, Bruderherz; das kann nicht sein!« bestätigte der erste. »Was vier Augen sehen, das muß wahr sein und – sollte uns auch gleich eine gute Zauberfee hierher versetzt haben!« Bernhard aber, der alles wohl wußte, sprach kein Wort und schmunzelte nur heimlich vor sich hin. Die zwei Gesellen, die sich vor Freude und Erwartung nicht mehr kannten, machten Schritte wie der Bettelmann auf die Kirchweih, nahmen den Bernhard in die Mitte und zogen singend und pfeifend mit ihm in ihr Heimatdorf ein. »Nun bleiben wir hier für alle Zeit!« sagten sie. »Und du, Kamerad, wie wär's, wenn auch du hierbleiben und eine Werkstatt aufmachen würdest?« Doch Bernhard schüttelte den Kopf und sagte, er wolle sein Glück anderswo versuchen; nahm Abschied von ihnen und wanderte weiter in die Welt hinaus. Nach langer, langer Zeit kam er in eine große, schöne Stadt. Dort hörte er aus dem Gerede der Leute, daß die einzige Tochter des Königs schon viele Jahre krank sei und daß niemand ihr helfen könne. »Es wäre doch jammerschade, wenn die junge Prinzessin sterben müßte«, dachte da Bernhard bei sich, trat sogleich den Weg aufs Schloß an und ließ sich beim König melden. Er gab sich für einen fremden Doktor aus, verlangte die' Prinzessin zu sehen und versprach, sie zu heilen. Der König aber traute keinem Doktor mehr und wies ihn ab. Doch Bernhard ließ sich nicht so schnell abschütteln und ruhte nicht, bis der König ihm endlich erlaubte, seine Tochter zu besuchen und ihr eine Arznei zu verschreiben. Da trat er mit ehrerbietigem Gruß an das Bett der Prinzessin, schrieb mit seiner Goldfeder den Namen eines heilsamen Krautes auf einen Zettel und wünschte dazu, daß es ihr bis morgen ein wenig besser gehen möge. Und siehe: schon am anderen Tage zeigte sich eine deutliche Besserung, und die Freude darüber im königlichen Schlosse war groß. Nun verordnete er der Kranken eine andere Arznei und wünschte, daß ihr darauf noch viel wohler werden möge. Und wahrhaftig: es ging der Prinzessin von Tag zu Tag besser, so daß sie es kaum erwarten konnte, bis ihr Doktor wieder kam. Beim dritten Besuch verschrieb er ihr wieder eine

neue Arznei und wünschte ihr von Herzen völlige Genesung. Keine drei Tage waren vergangen, da war die Prinzessin frisch und gesund wie der Fisch im Wasser, und sie wußte ihrem Retter dafür nicht genug Dank und Liebe zu erweisen; denn sie hatte fest und sicher geglaubt, sie müsse sterben. Auch der König war froh und glücklich, daß er sein liebes Kind wieder hatte und wollte dem Doktor einen Scheffel Gold zum Lohne geben. Bernhard aber nahm nichts zum Geschenk an, als ein schmales goldenes Ringlein, das die Prinzessin von ihrem Finger gestreift und ihm beim Abschied gegeben hatte. Nicht lange danach sagte eines Tages die Prinzessin zu ihrem Vater: »Ich bin nun wieder ganz gesund, bin jung und lebensfroh und möchte nicht als alte Jungfer sterben, sondern heiraten!« Darüber war der König froh und sprach: »Dein Wunsch freut mich, mein liebes Kind. Sage mir, wen du gerne zum Mann haben möchtest, und du sollst ihn bekommen. Keinen anderen als den Doktor der mich geheilt hat!« sagte die Prinzessin. Über diese Antwort war der König nun doch nicht wenig betroffen und hätte am liebsten sein Wort zurückgenommen. Weil er 'aber seine Tochter über alles liebte, sandte er auf ihren Wunsch Boten aus', den Doktor zu suchen. Nach kurzer Zeit trafen sie ihn unterwegs an und brachten ihn an den Hof. Da verlobte der König ihn mit seiner Tochter, und nicht lange hernach wurde die Hochzeit gefeiert. Um auch wie ein Prinz leben zu können, hatte sich Bernhard mit Hilfe der goldenen Feder unermessliche Schätze gewünscht. Davon ließ er sich ein prächtiges Schloß mit einem großen Park davor bauen. »Nun weiß ich nichts mehr, was mir noch zu wünschen übrig bliebe«, dachte er, und verbarg die goldene Hahnenfeder, der er all sein Glück verdankte, in einer geheimen Maueröffnung hinter einem Wandbilde. Keinem Menschen hatte er bisher etwas von der Wunschfeder erzählt, und niemand sollte sie je zu Gesicht bekommen, – so hatte ihm damals der Hahn geboten, und also wollte er es auch halten. Doch seine Frau ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe mit der Frage : welches die geheimnisvollen Mittel seien, mit denen er sie einst von ihrer Todeskrankheit geheilt habe. Lange hielt er ihren Bitten stand; weil er sie aber von Herzen liebte und kein Geheimnis vor ihr haben wollte, gab er endlich nach und erzählte ihr alles, und zuletzt zeigte er ihr auch den Platz, wo die Wunschfeder verborgen war. Wie es nun aber so geht: die Prinzessin konnte das Geheimnis nicht für sich

behalten, sondern vertraute es ihrem Vater an. »Er ist ja mein Vater; ihm darf ich's schon sagen«, dachte sie in ihrem unschuldigen Herzen, und erzählte ihm die Geschichte ,voll der zaubermächtigen Hahnenfeder. Der König aber, der seinen Schwiegersohn nicht leiden konnte und ihn geringachtete, weil er so niederer Herkunft war, dachte sich sogleich einen bösen Plan aus. Er holte in der Nacht heimlich die Feder hinter dem Bild hervor und schrieb auf einen Zettel: »Ich wünsche daß sich ein Sturmwind erhebt und meinen Tochtermann entführt, mitten aufs wilde, weite Meer hinaus!« Im Augenblick brach ein heftiger Sturm los, nahm Bernhard auf seinen schwarzen Schwingen mit sich durch die Lüfte und warf ihn endlich mitten im Meer auf ein Seeräuberschiff. Die Räuber nahmen ihn mit, und als sie nach langer Abenteuerfahrt, in einem fremden Hafen anlangten, verkauften sie ihn um viel Geld an einen Edelmann. Ein Jahr lang mußte Bernhard im Schloß Hausknechtsdienste tun; weil er aber fleißig, treu und zuverlässig war,- machte ihn der Edelmann zu seinem Kammerdiener und bald zu seinem Freunde. Auch das Edelfräulein fand an ihm Gefallen und bat schließlich ihren Vater, er möge ihr doch den Kammerdiener zum Manne geben. Obwohl Bernhard das schöne Fräulein auch von Herzen gern hatte, konnte er sich doch lange nicht entschließen, »ja« zu sagen. Er war doch mit der Prinzessin verheiratet und hatte immer noch die Hoffnung, zu ihr zurückzukehren. Als aber Jahr um Jahr dahingegangen war, ohne daß sein Hoffen sich erfüllt hätte, willigte er endlich ein und hielt mit dem Edelfräulein Hochzeit. Eines Tages war er in einem Kahn am Meeresufer hin gerudert. Da kam plötzlich ein starker Wind auf und trieb das Fahrzeug aufs hohe Meer hinaus und weiter und weiter, bis es endlich nach vielen Tagen am jenseitigen Strande landete. Da merkte Bernhard zu seiner großen Freude, daß er sich ganz in der Nähe der Hauptstadt befand, in der das königliche Schloß stand. »Wie wird sich meine liebe Frau, die Prinzessin, freuen, wenn ich endlich wieder bei ihr bin!« dachte er und machte sich sogleich auf den Weg zu ihr. Am Stadttor wurde er aber von den Wachposten festgenommen und vor den König geführt. Der erkannte den verhaßten Tochtermann gleich wieder und ließ ihn in einen tiefen Kerker werfen, wo weder Sonne noch Mond hinschienen. Monat um Monat mußte er in diesem finsternen und feuchten Gewölbe zubringen, und er hatte schon alle Hoffnung aufgegeben je einmal

das goldene Licht der Sonne wiederzusehen. Da schwebte eines Tages durch die schmale, vergitterte Mauerluke etwas Helles in sein Gefängnis herab; das glänzte wie ein Licht und rief ihm zu: »Oh Bernhard, hier muß ich dich wiederfinden? Ich bin der Hahn, der dir einst die goldene Feder schenkte. Warum hast du nicht deinen Mund gehalten, wie ich dir geboten habe?« Da klagte ihm Bernhard seine Not und bat ihn inständigst, ihm doch noch einmal zu helfen. »Ich will dich nicht vergeblich bitten lassen«, sagte der Hahn und gab ihm eine zweite Goldfeder, die auch alle Wünsche erfüllen konnte. Als sich Bernhard bei ihm bedanken wollte, war der Lichtstrahl verschwunden und der Kerker dunkel wie zuvor. »Nun sollst du mir helfen, du gute Feder!« sagte er und schrieb so gut er es vermochte, auf die rauhe Wand des Gefängnisses drei Wünsche: »Ich wünsche, daß die erste Goldfeder nie wieder ans Tageslicht kommt; ich wünsche zum anderen, daß mein Schwiegervater sein Leben lang als armer Handwerksbursche barfuß durch die Welt ziehen muß, und ich wünsche zum dritten, daß ich heute noch im Schloß bei meiner lieben Frau bin.« Kaum hatte er dies geschrieben, sah er den König barfuß, in zerlumpte Kleidern und mit dem Felleisen auf dem Rücken' durch das Schloßtor treten und fortwandern, um nie wiederzukehren. Im nächsten Augenblick aber saß er droben im Schloß in einem samtene Sessel neben seiner Frau. Sie umarmten und küßten sich und weinten vor Glück und waren nun für immer beisammen als König und Königin.

Das Wunderschiff

Es war einmal ein reicher König, der hatte die seltsamsten Wünsche. Eines Morgens befahl er: »Man baue mir ein Schiff, mit dem ich zu Wasser und zu Lande fahren kann!« Noch am selben Tage ließ sein Kanzler im ganzen Reich durch Herolde verkünden: »Wer es vermag, dem König ein Schiff zu bauen, mit dem er zu Wasser und zu Lande fahren kann, der bekommt seine Tochter zur Frau und soll nach ihm König werden!«

Diese Kunde hörte auch ein reicher Sägmüller, der drei Söhne hatte. Er rief sie zu sich und sagte: »Ich will gern alles aufwenden, was ich habe. Versucht's, ob einer von euch ein solches Schiff zuwege bringt!« Die Söhne waren gleich bereit dazu; als sie sich aber darum stritten, wer es mit dem Bau zuerst versuchen dürfe, bestimmte der Vater, daß der älteste den Anfang machen solle.

Der zog auch gleich mit den Knechten hinaus in den Wald, um das nötige Holz zum Schiffsbau zu fällen. Sie hatten schon eine stattliche Anzahl Tannen gehauen, da kam ein alter Mann den Waldweg daher und bat um ein Stück Brot. Der junge Sägmüller aber sagte: »Ich habe nur Brot für mich und meine Leute und kann dir nichts abgeben!« »Was willst du denn da mit deinen Leuten machen?« fragte der Alte. – »Ein Schiff mit dem man zu Wasser und zu Lande fahren kann!« schnarrte ihn der Junge an. – »Das werdet ihr wohl bleibenlassen !« entgegnete der Mann und ging weiter. Und wie er gesagt hatte, so geschah es auch. Sie arbeiteten lange und konnten das Schiff doch nicht zustande bringen.

Als der älteste Sohn unverrichteter Dinge nach Hause kam, zog der zweite aus. Die Sonne sank, und er wollte mit den Knechten gerade Feierabend machen, als wieder der alte Mann dahergestockt kam und um ein Stück Brot bat. »Für fremde Leute haben wir kein Brot!« bekam er zur Antwort. Darauf fragte der Mann: »Was wollt ihr denn hier machen?« – »Ein Schiff das zu Wasser und zu Lande fahren kann!« – »Das werdet ihr wohl bleibenlassen!« sagte der Alte und ging weiter. Und er behielt recht. Auch der zweite Sohn mußte nach vergeblicher Mühe wieder umkehren.

Jetzt kam die Reihe an Hans, den jüngsten. Er rief die Arbeiter zusammen, zog in den Wald hinaus und legte hurtig Hand ans Werk. Gegen Abend kam auch zu ihm der alte Mann und bat um ein Stückchen Brot. – »Gerne«, sagte Hans. »Setzt Euch nur her zu mir.« Und er reichte ihm Brot und Käse und füllte ihm einen Becher mit Wein. Der Alte bedankte sich und fragte nach einer Weile: »Was wollt ihr denn da machen?« – »Ein Schiff, mit dem man zu Wasser und zu Lande fahren kann«, antwortete Hans. – »So, so«, sagte der Mann. – »Meine zwei Brüder haben es schon vor mir versucht, aber es ist ihnen nicht gelungen«, erzählte Hans. Der Alte nickte: »Ich weiß es. Auch du würdest es nicht zuwege bringen. Weil du aber der beste von euch drei Brüdern bist, sollst du das Glück haben, die schöne Königstochter zu freien. Komm zu dieser Stunde über drei Tage hierher an diesen Platz, so will ich dir das Schiff mitbringen.« Pünktlich zur ausgemachten Stunde erschien der Alte und übergab dem Hans das Wunderschiff, das zu Wasser und zu Lande fahren konnte. Wie staunte da der junge Bursche und kannte sich fast nicht mehr vor Freude. »Nun, steig ein!« sagte der Mann. »Und fahr mit Glück!« – Ehe Hans sich aber umsah, seinem Helfer zu danken, war der Fremde verschwunden. Da stieg er ins Schiff und machte sich ohne Aufenthalt auf den Weg in die Hauptstadt und zum Palaste des Königs.

Wie er so mit seinem Schiff über Land und Wasser dahinsegelte, sah er vor einem Wald einen Jäger stehen. Der hatte das Gewehr angelegt und zielte ins Blaue hinein. Da hielt Hans sein Schiff an und fragte: »Wonach zielst du denn?« – Der Jäger sagte: »Ich will den Spatzen schießen, der in dem Dorf hinterm Wald auf der Kirchturmspitze sitzt.« – Hans meinte: »Das ist doch nicht möglich!« – Der Schütze aber behauptete: »Mit diesem Gewehr kann ich auf vierhundert Stunden weit jeden Vogel treffen!« – »Willst du nicht mitfahren?« fragte Hans. – »Das möchte ich schon gerne; aber ich habe kein Geld.« – »Das tut nichts!« sagte Hans. Da setzte sich der Jäger zu ihm in das Schiff und sie fuhren miteinander weiter.

Sie waren noch nicht lange unterwegs, da trafen sie einen Mann, der hatte auf der rechten Seite ein ungeheuer langes Ohr. Es reichte bis auf den Boden. Hans hielt sein Schiff an und fragte den Mann: »Was fängst du denn mit deinem langen Ohr an?« –

»Damit kann ich auf vierhundert Stunden weit alles hören, was gesprochen wird«, entgegnete er. – »Ei, so horeh einmal, was man im Königsschloß spricht!« sagte Hans. Da horchte der Langohr ein Weilchen hin und sagte: »Man spricht dort gerade von dem Wunsch des Königs, der ein Schiff haben will, das zu Wasser und zu Lande fahren kann. Aber die Minister sagen, es sei nicht möglich, ein solches zu bauen.« – »Willst du nicht mitfahren?« fragte Hans. »Ja, das möchte ich schon gerne, aber ich habe kein Geld.« – »Das tut nichts!« sagte Hans, ließ ihn einsteigen und fuhr weiter.

Bald begegneten sie wieder einem Mann; der hatte ganz gewaltig große Stiefel an den Yüßen. Hans hielt sein Schiff an und fragte ihn: »Was machst du denn mit den großen Stiefeln?« – Der Mann antwortete: »In diesen Stiefeln komme ich schneller voran als der Wind!« – »Ei, willst du nicht mitfahren?« fragte Hans. – »Dazu hätte ich schon Lust, aber ich habe kein Geld, um die Fahrt zu bezahlen.« – »Das tut nichts!« sagte Hans, und so fuhr der Schnelläufer auch mit.

Über eine Weile sahen sie noch einen vierten Mann am Wege stehen. Dem ragte ein großer Holzzapfen aus seinem Hosenboden. Darüber wunderte sich Hans sehr und hielt darum sein Schiff an. Er fragte den Mann: »Warum hast du dahinten einen Zapfen stecken?« – »Das hat seinen guten Grund«, antwortete der Mann; »denn wenn ich den Zapfen herausziehen würde, könnte ich das ganze Königreich voll machen!« – »Ei!« sagte Hans, »willst du nicht mitfahren?« – »Ich möchte schon«, antwortete der Mann, »aber ich habe kein Geld und ich brauche auch sehr viel zu essen.« – »Das tut nichts!« sagte Hans. »Fahr nur mit!« So stieg auch der Zapfenmann ins Schiff und fuhr mit an den Königshof.

Als Hans vor dem Schloß ankam, übergab er das Schiff mit den vier Männern der Obhut der Wache und ging geradeswegs zum König. Er verbeugte sich höflich und sprach: »Herr König, drunten habe ich ein Schiff, das zu Wasser und zu Lande fahren kann!« Da fragte der König: »Hast du es auch selbst gemacht?« – »Ja!« sagte Hans. »So säge einmal ein Stück aus dem Schiff heraus und setze es dann wieder ein!« gebot der König. Da sagte Hans: »Ich habe ein ganzes und heiles Schiff gebaut; warum soll ich's mutwillig zerstören und hernach wieder flicken? Das tu ich nicht!«

Als der König den Hans auf diese Art nicht loswerden konnte, ließ er seinen Kanzler kommen und beriet mit ihm, was hier zu machen sei. Denn er meinte, diesem dummen Burschen könne er doch nicht seine Tochter zur Frau geben.

Der schlug ihm vor: »Stellt ihm eine unlösbare Aufgabe; sagt, daß Ihr ihm Tochter und Reich erst abtreten könnt, wenn er auch diesen Auftrag erfüllt habe.« – »Und welches, meinst du, wäre diese unlösbare Aufgabe?« fragte der König. – »Schickt ihn nach dem Brunnen, der dreihundertfünfzig Stunden von hier liegt, er soll daraus binnen drei Stunden einen Krug Wasser holen. Ich denke, das wird der Hans wohl bleibenlassen!« Dieser Rat gefiel dem König. Er ließ Hans zu sich rufen und sagte: »Höre einmal, du mußt mir erst noch einen Krug Wasser aus dem Brunnen an der Grenze meines Reiches holen. Bist du in drei Stunden wieder hier, so sollst du meine Tochter bekommen und König werden.« – »Soll geschehen!« sagte Hans und eilte zu seinem Schiff und seinen Leuten.

»Zieh schnell deine großen Stiefel an!« rief er dem Schnellläufer zu und fuhr ihn übers Wasser. Der Schnellläufer flog wie der Wind zum Brunnen, füllte daraus den Krug und wollte sich gleich wieder auf den Rückweg machen. Dann dachte er aber: »Du hast ja noch Zeit und kannst dich erst ein wenig ausruhen«, legte sich unter einen Baum und schlief ein. Zwei Stunden waren schon vergangen, und Hans stand auf seinem Schiff und wartete und wartete; doch der Läufer kam nicht. Da sagte Hans zu dem Langohr: »Horch doch einmal hin, wo der Läufer steckt!« Der Langohr legte sein Ohr an die Erde und lauschte eine Weile. »Der ist bei dem Brunnen eingeschlafen, ich höre ihn dort schnarchen!« sagte er. Da nahm der Scharfschütze seine Büchse, lud einen Kieselstein hinein und schoß ihn dem Schläfer so dicht am Kopf vorbei, daß es nur so pfiß. Davon erwachte der Schnellläufer, lief weiter und kam gerade noch zur rechten Zeit mit seinem Krug Wasser an.

Hans brachte ihn dem König und verlangte nun seine Tochter und das Königreich. Nun war der König wieder in Not, denn er hatte nicht gedacht, daß Hans das Wasser aus dem fernen Brunnen so schnell herbeischaffen könnte. Weil er aber gar keinen Ausweg mehr wußte, fragte er endlich den Hans: »Ist es dir nicht einerlei, wenn ich dir anstatt der Prinzessin und meinem

Reich Gold gebe?« Hans sagte: »Mir kann es gleich sein. Aber ich will so viel Gold, als mein Schiff tragen kann.« Der König sagte ihm dies zu, ließ aber sogleich wieder seinen Kanzler rufen und sprach: »Sobald der Hans weggefahren ist, soll ihm ein halbes Regiment roter Husaren nachreiten und ihm das Gold wieder abnehmen!«

Nun wurde von den Dienern des Königs eine Tonne Gold nach der andern auf das Schiff gebracht. Als es voll beladen war, trat Hans mit seinen Gehilfen die Rückreise an. Während sie zum Stadttor hinausfuhren, sagte Hans zum Langohr: »Horche einmal, was sie jetzt im Schloß sprechen!« Da horchte er auf und sagte: »Der König schickt soeben ein halbes Regiment rote Husaren aus, die sollen dir das Gold wieder abnehmen und dem König zurückbringen.« Es dauerte auch nicht lange, da kamen die Rotjacken dahergesprengt. Als sie nahe genug waren, sagte Hans zum Zapfenmann: »Was meinst du, nun könntest du einmal den Husaren deine hintere Seite zeigen und den Zapfen herausziehen!« Der war mit Freuden bereit dazu. Er zog den Zapfen heraus – und da ging's wie aus einer Feuerspritze auf die roten Husaren los, daß sie gar nicht wußten, was ihnen geschah. Als sie aber alle so übel zugerichtet waren, daß sie's nicht mehr länger aushalten konnten, wandten sie ihre Pferde um und ritten so schnell sie konnten aufs Schloß zurück.

Als der König sie zurückkommen sah und hörte, daß sie dem Hans das Gold nicht abgenommen hatten, wurde er sehr zornig und sprach: »Das habe ich schon zum voraus gewußt, daß die gelben Husaren nichts ausrichten würden! Deshalb habe ich ausdrücklich die roten dazu bestimmt! Aber so geht's, wenn meine Befehle nicht pünktlich ausgeführt werden!«

Unterdessen segelte Hans mit seinen Gefährten ungestört der Heimat zu und gab jedem seinen Teil von dem Golde, so daß sie alle mehr bekamen, als sie jemals in ihrem Leben verbrauchen konnten.

Donner, Blitz und Wetter

Es war einmal ein alter König, der hatte einen Sohn und drei Töchter. Eines Tages wurde er schwer krank, ließ den Prinzen zu sich rufen und sprach: »Lieber Sohn, ich fühle, daß ich sterben muß. Höre meinen letzten Willen: Meine drei Töchter, deine Schwestern, sollen nicht eher heiraten, als bis nach meinem Tode sechs Jahre dahingegangen sind. Versprich mir, dafür zu sorgen, daß dieser letzte Wunsch, den ich an euch und an das Leben habe, Erfüllung findet.« Der Sohn versprach es dem Vater in die Hand, und bald darauf schloß der König seine Augen.

In der Folgezeit warben viele edle und reiche Prinzen um die schönen Prinzessinnen doch der junge König ließ es nicht zu, daß seine Schwestern heirateten, und sagte, sie müßten warten, bis die sechs Jahre herum seien. So waren nun schon drei Jahre vergangen, und gar mancher Freier war abgewiesen worden.

Da erschienen eines Tages drei vornehme Brüder und warben um die Schwestern des Königs; der eine hieß Donner, der andere Blitz und der dritte Wetter. Doch auch ihnen wurde die gleiche Antwort zuteil wie allen andern. In einem aber unterschieden sich die drei Brüder von den früheren Freiern: sie ritten nicht schon am selben Tage wieder nach Hause, sondern nahmen in der Nähe des Schlosses Quartier, damit sie die schönen Prinzessinnen so oft wie möglich sehen konnten. Als nun aber eines Tages der König verreiste, drangen sie ins Schloß ein, hoben die Prinzessinnen zu sich auf die wartenden Pferde und jagten mit ihrer holden Beute davon, über Wiesen und Felder fort in den dunkeln Wald. Als der König zurückkam und seine Schwestern nicht mehr vorfand, war er untröstlich. Er machte sich sogleich auf den Weg, sie zu suchen, und sollte er gehen müssen bis ans Ende der Welt.

Nachdem er lange Zeit vergeblich gewandert war, kam er in einen großen Wald. Er ging immer tiefer in ihn hinein, rief und suchte nach seinen Schwestern, konnte aber nirgends eine Spur von ihnen entdecken. Mit einemmal erblickte er auf einer Lichtung ein schönes Schloß. Und wie er ans Tor trat, rief ihm aus einem Fenster eine Stimme zu: »O Bruder, zu einer unglücklichen

Stunde bist du ausgezogen und hierhergekommen! Kehre eilends um! Hier wohnt der Blitz und der ist mein Mann; wenn er heimkommt und dich findet, bringt er dich um!« – »Ist mir diese Stimme nicht bekannt?«, dachte der König, schritt näher an das Schloß heran und erkannte seine älteste Schwester. Da freute er sich sehr über das Wiedersehen und blieb trotz allem Mahnen bei ihr. Während sie nun so miteinander sprachen und sich erzählten, wie es ihnen seit der Trennung ergangen war, kam der Blitz nach Hause. Der aber zeigte sich über den fremden Besuch gar nicht böse, sondern begrüßte den König freundlich und lud ihn ein, sein Gast zu sein, solange es ihm gefalle. Dazu sagte der König gerne »ja«, denn nun konnte er wenigstens für eine kurze Zeit bei seiner lieben Schwester bleiben.

Schwager Blitz unterhielt sich jeden Tag mit dem König und suchte ihm mit allerlei Spielen die Zeit zu vertreiben. Meistens schossen sie mit Pfeil und Bogen. Das Ziel aber, denkt euch nur! war eine ganze Stunde weit entfernt, und der Pfeil hatte die merkwürdige Eigenschaft, daß er immer wieder von selbst zurückkam, und dazu brauchte er jedesmal zwei volle Stunden. Der König konnte sich nicht genug darüber wundern, zumal Blitz so zu schießen verstand, daß der Pfeil weit über das Ziel hinausging, am Ende des Tales mit feurigem Zucken tief in einen Felsen eindrang und dennoch immer wieder zurückkehrte. Acht Tage lang blieb der König bei Blitz zu Gast, dann reiste er weiter, um seine beiden andern Schwestern aufzusuchen.

Er wanderte fort und fort durch den großen, dunkeln Wald und stand mit einemmal wieder am Rande einer Wiese vor einem herrlichen Schloß. Da rief ihm aus einem Fenster eine Stimme zu: »O Bruder, zu einer unglücklichen Stunde bist du ausgezogen und hierhergekommen! Kehre eilends um! Hier wohnt der Donner und der ist mein Mann; wenn er dich da fände, würde er dich ohne Gnade umbringen!« Der König freute sich, daß er auch seine zweite Schwester gefunden hatte, ließ sich nicht bange machen und blieb da. Als der Donner aber heimkam und den Bruder seiner Frau sah, begrüßte er ihn freundlich und bat ihn, doch einige Tage hierzubleiben, damit sie sich zusammen die Zeit vertreiben könnten. Der König nahm die Einladung gerne an, und Schwager Donner führte ihn gleich zu seiner Kegelbahn. Die war, denkt euch nur! zwei Stunden lang, und die geworfene Kugel kam

nach jedem Wurf von selbst wieder zurück. Am Ende der Bahn, die in einer abgründigen, finstern Schlucht lag, drang sie mit Krachen und Dröhnen tief in eine Felswand ein, rollte zurück und brauchte zu diesem Weg jedesmal vier volle Stunden.

Nachdem der König acht Tage lang bei seinem Schwager Donner sich aufgehalten hatte, zog er wieder weiter, um seine dritte Schwester zu suchen. Nach einigen Tagereisen kam er zu einem dritten Schloß, das grau und verwittert mitten in einem wilden Tannenforste lag. Aus dem Turmfenster rief ihm eine Stimme zu: »O Bruder, zu einer unglücklichen Stunde bist du ausgezogen und hierhergekommen! Rette dich, so gut du kannst! Dieses Schloß gehört meinem Mann, dem bösen Wetter; wenn er dich hier fände, würde er dich auf der Stelle umbringen!« Der König aber beruhigte seine Schwester und blieb bei ihr, bis ihr Mann zurückkehrte. Wetter sah zuerst finster drein, wie er da den Fremden bei seiner Frau erblickte. Als sie ihm aber sagte, daß es ihr Bruder sei, der sie vor einer Stunde mit seinem Besuch überrascht habe, zeigte auch Wetter sein freundlichstes Gesicht und bat den Schwager, für ein paar Tage sein Gast zu sein. Und weil er mit Leib und Seele Jäger war, lud er den König ein, ihn auf die Jagd zu begleiten. Da sagte der König mit Freuden zu.

Als sie nun eines Tages im Walde jagten, erblickte der König plötzlich einen Hirsch; der war so stattlich und schön, wie er in seinem Leben noch keinen gesehen hatte. »Den muß ich erlegen! Koste es, was es wolle!« dachte er und nahm sofort die Verfolgung auf. Doch der Hirsch schien ihn necken zu wollen; er ließ ihn immer ganz nahe herankommen, zielen und abdrücken, – im selben Augenblick aber, in dem der Pfeil von der Sehne schwirrte, war er verschwunden und setzte irgendwo zwischen fernen Bäumen gesund und munter davon. Das ging mehrere Stunden lang so fort, und der König merkte nicht, daß er seinen Jagdgefährten schon längst verloren hatte. Er befand sich mitten im dunkeln, fremden Wald und wußte nicht aus und nicht ein. Endlich kam er auf einen freien Wiesengrund und traf dort einen alten Schäfer mit seiner Herde an. Bei dem erkundigte er sich nach dem Weg und hörte nun, wie weit er sich vom Schlosse weg verirrt hatte. Er ließ sich mit dem freundlichen Schäfer in ein Gespräch ein, erzählte, wie er hierhergekommen, und auch das sonderbare Erlebnis, das er bei der Jagd mit dem Hirsch gehabt

hatte. Da schüttelte der Alte lächelnd den Kopf und sagte: »Das war kein gewöhnlicher Hirsch, sondern Wetter, Euer Schwager! Er hat sich in den Hirsch verwandelt, um Euch zu täuschen und irrezuführen.« – »Glaubt Ihr?« fragte der König. – »Das glaube ich nicht nur, sondern das weiß ich gewiß«, antwortete der Schäfer. Da wollte der König sogleich heimkehren, ein großes Kriegsheer sammeln und seine Schwestern aus der Gewalt der drei zaubermächtigen Brüder befreien. Der Schäfer aber sagte: »Nein! Hört mich an und tut, wie ich Euch sage: Seht den großen Wald dort drüben; er ist des Wolfskönigs Reich. Durch ihn müßt Ihr hindurch, wenn Ihr den Zauberbann brechen wollt. Tretet Ihr aber unwissend in ihn ein, so werdet Ihr unversehens von wilden Tieren zerrissen. Darum nehmt dies Schaf aus meiner Herde, geht mit ihm bis an den Waldrand und ruft: ‚Wolfskönig, hier bringe ich dir ein Schaf!‘ – und Euch wird kein Leid zustoßen.« – Der König tat, wie ihn der alte Schäfer geheißen, und der Wolfskönig trat heraus, bedankte sich freundlich und sprach: »Nun gehe ohne Furcht durch den Wald, und solltest du einmal Hilfe brauchen, so denke nur an mich; ich werde dir gerne zu Diensten sein.« – »Ich danke dir auch und werde dein Anerbieten nicht vergessen«, sagte der König, verabschiedete sich und zog wohlgenut durch den Wald weiter.

Als er eine Weile gewandert war, kam er an einen See. Da lag ein schöner roter Fisch am trockenen Ufer und schlug verzweifelt mit dem Schwanz. »Du armer Kerl!« sagte der König, hob ihn voll Mitleid auf und setzte ihn wieder ins Wasser. Der Fisch schwamm aber nicht gleich davon, sondern sprach: »Ich danke dir und will dir`s lohnen. Wenn du einmal in Not bist, so denke nur an den Fischkönig; dann werde ich dir zu Hilfe kommen.« – »Vielen Dank!« antwortete der König und setzte seine Reise fort.

Als er am andern Tag so gemütlich den Weg dahinging, sah er eine Horniß vor seinen Füßen liegen. Sie lag auf dem Rücken und konnte sich nicht wieder von allein in die Luft erheben. Andere hätten wohl das Tier zertreten; der König aber, der ein gutes Herz für alle Geschöpfe hatte, hob`s auf und ließ es fliegen. Doch ehe die Horniß weiterflog, bedankte sie sich und sprach: »Ich bin der Hornissenkönig. Wenn du je einmal in Not gerätst, so denke an mich; ich werde dir sogleich zu Hilfe eilen.«

Nach mehreren Tagen erreichte der König das Ende des Waldes. Er kam auf eine Wiese und fand dort eine Hütte und darin ein altes Mütterchen. Das nahm ihn freundlich auf. Und weil er müde und hungrig war, blieb er da, um sich ein wenig zu erholen. Die alte Waldfrau aber war eine weise Zauberin und die Mutter der drei Brüder Donner, Blitz und Wetter. Als die Nacht hereingebrochen war, kamen die drei zu ihrer Mutter in die Hütte. Wie erstaunt waren sie da, als sie ihren Schwager, den König, in dem großen Gastbett neben dem Ofen liegen und schlafen sahen. Besonders Wetter machte große Augen und sagte: »Wie kommt denn *der* hierher? Ich dachte, er findet nie mehr aus meinem Walde heraus, in dessen finsterste Gründe ich ihn auf einer Hirschjagd verlockt habe !« – »Er muß geheime und mächtige Gehilfen haben!« entgegnete die Zauberin. »Es gibt nur *eine* Rettung für uns: Wir müssen ihm eine Aufgabe stellen, die so schwer ist, daß er sie nicht erfüllen kann. Andernfalls ist es um uns und unsere Herrschaft geschehen!« – »Weißt du eine solche Aufgabe, Mutter?« fragten die drei Söhne. »Ja, hört zu. Ihr sollt euch in den kommenden Nächten in Pferde verwandeln, und die will ich ihn dann hüten lassen. Versteckt euch aber ja gut im Wolfswalde, daß weder er noch sonst jemand euch finden kann! Denn sonst ist es aus mit uns!« – »Ja, so wollen wir's machen!« sagten die Brüder; »er wird zum letztenmal so gut geschlafen haben, wie er es gerade tut!« Wenn aber nur wahr gewesen wäre, was die Zauberin und ihre drei Söhne glaubten! Doch der König schlief nicht, hatte alles wohl verstanden, was sie da miteinander besprochen hatten, und merkte sich's gut.

Am andern Morgen sagte die alte Zauberin zum König: »Dafür, daß ich dir Essen und Nachtquartier gebe, mußt du drei Nächte lang auf der Weide draußen meine Pferde hüten.« – »Das will ich gerne tun«, antwortete der König. Als es nun Abend geworden war, nahm sie ihn mit hinaus vor die Hütte, wo drei prächtige Pferde im Sande scharrten und sagte: »Führe sie auf die Weide. Sieh aber wohl zu, daß dir keines verlorengelht!« Der König versprach, gut auf sie achtzugeben, und trieb sie in die Koppel. Sie weideten auch einige Stunden lang ganz ruhig, und der König ließ sie nicht aus den Augen. Auf einmal aber waren alle drei spurlos verschwunden. »Wie wird es dir ergehen?« dachte besorgt der König und suchte die Pferde überall, bis der Tag anbrach. Doch alles Suchen war vergebens. Da überfiel ihn eine

große Angst vor der Strafe der Zauberin, und er seufzte: »Wenn jetzt nur der Wolfskönig da wäre und mir helfen könnte.« Kaum hatte er dies vor sich hin gesagt, stand auch schon der Wolfskönig vor ihm und fragte, was er wünsche. Da klagte ihm der König seine Not; der Wolfskönig beruhigte ihn aber, ging fort und sandte alle seine Knechte aus, die den ganzen Wolfswald nach den drei Pferden durchsuchten. Es dauerte nicht lange, da fanden sie, tief in einer Felsenhöhle versteckt, die drei Pferde und führten sie vor den König.

Die Alte staunte nicht wenig, als der König ihr die Pferde wiederbrachte. »Nun bin ich aber müde und möchte mich ein wenig ausruhen«, sagte er, zog Rock und Stiefel aus und legte sich auf sein Lager. Da hörte er, wie die Frau in der Stube draußen zu ihren Söhnen sagte: »Versteckt euch heute nacht auf dem Grund des Sees; dort können die Boten des Wolfskönigs nicht hinkommen.«

Am Abend bekam der König wieder die drei Pferde zu hüten, führte sie hinaus auf die Koppel und gab wohl acht auf sie. Ein paar Stunden lang weideten sie fromm wie Lämmer vor seinen Augen; dann aber waren sie ganz plötzlich wieder verschwunden. Diesmal aber blieb der König ganz ruhig und sagte: – »Nun könntest *du* mir helfen, lieber Fischkönig.« Kaum hatte er diese Worte vor sich hin gesprochen, stand auch schon der Fischkönig da und fragte ihn, was er wünsche. Da erzählte der König, wie es ihm seither ergangen war und in welcher großer Not er sich nun befinde. »Sei ohne Sorge!« sagte der Fischkönig und gab sogleich allen Fischen den Befehl, den großen See bis in die letzten Schlupfwinkel hinein zu durchsuchen. Und richtig! – sie fanden die drei Pferde tief auf dem Grunde unter einem gewaltigen Stein verborgen und brachten sie dem König. Der dankte dem Fischkönig von Herzen für seine Hilfe und führte sie dann wohlgenut vor die Hütte der alten Zauberin.

Die konnte vor Staunen gar keine Worte finden; der König aber begab sich in seine Kammer und legte sich nieder, um auszuruhen. Da hörte er, wie die Mutter ihre drei Söhne wieder schalt, weil sie sich nicht besser verborgen hatten. Sie aber entgegneten: »Hätte der Fischkönig ihm nicht geholfen, so hätte uns in alle Ewigkeit niemand finden können!« – »So versteckt euch heute nacht hoch in den Wolken; dahin kann euch weder der

Fischkönig noch der Wolfskönig folgen!« sagte die Mutter. »Das eine aber laßt euch gesagt sein: Findet euch der König zum dritten Male, dann hat meine und eure Macht über die Menschen für immer ein Ende!«

Der König hatte jedes Wort der Unterhaltung wohl verstanden und merkte sie sich gut. Am Abend trieb er die drei Pferde wieder auf die Wiese und sah ihnen mehrere Stunden lang beim Weiden zu. Auf einmal waren sie wieder spurlos verschwunden. »Habt keine Sorge«, sagte der König lächelnd, »ich weiß schon, wo ihr zu finden seid! Diesmal wird der Horniskönig mir aushelfen können.« Kaum hatte er dies gesagt, kam auch schon der Horniskönig angeflogen und fragte, auf welche Weise er ihm dienen könne. Als der König ihm Bescheid gegeben hatte, befahl der Horniskönig seinen hunderttausend Hornissen, den ganzen Himmel zu durchstreifen und alle Wolken zu durchsuchen, solange, bis sie die drei Pferde fänden. Da brausten die Hornissen wie der Wind davon. Lange, lange suchten sie vergebens. Endlich aber fanden sie hoch oben in einer schwarzen Wolke die drei Rosse und führten sie ihrem Herrn und Meister zu. Der übergab sie sogleich dem König, und als der sie der Zauberin zum dritten Male zurückbrachte, wurde sie sehr traurig und sprach: »Du hast die Aufgabe, die ich dir stellte, besser gelöst, als ich dachte. Nimm dafür ein anderes, merkwürdiges Pferd zum Geschenk an. Es bringt dir Glück und trägt dich sicher nach Hause.« Wie aber staunte der König, als er dieses Pferd sah! – denn es war aus Holz und hatte vier Köpfe. Und während er das seltsame, schreckliche Wesen betrachtete, hörte er eine dunkle Stimme sprechen: »Nimm dein Schwert und haue damit dem Tier seine vier Köpfe ab, so werden deine Schwestern aus der bösen Zaubermacht der Alten und ihrer drei Söhne befreit sein!« Der König gehorchte der Stimme, und alsbald stand ein schönes, gesatteltes Pferd vor ihm. Er ritt zu den drei Schlössern im Walde, befreite seine Schwestern und nahm so viel Gold und Edelsteine aus den verborgenen Schatzkammern mit sich, daß er dadurch zum reichsten König der Welt wurde. Dann ritt er auf seine heimatliche Burg, nahm die drei Schwestern zu sich und lebte mit ihnen froh und glücklich bis an sein Ende.

Das irdische Paradies

Vor langer Zeit lebten einmal drei Gesellen: der lange Veit, das Dickerle und der Klughansel; die gingen miteinander auf Wanderschaft in die weite Welt hinaus. Sieben Jahre waren sie nun schon unterwegs und hatten viele fremde Länder mit ihren Seltsamkeiten und Wundern gesehen. Am meisten erstaunt waren sie aber, als sie eines Tages plötzlich vor einem mächtigen, steilen Berg standen. »Was für ein Land mag wohl auf der andern Seite des Berges liegen?« sagte der lange Veit. »Wir wollen die Leute fragen, die in der Nähe wohnen. Die werden's bestimmt wissen«, sagte Klughansel. »ja, fragt doch mal die Leute«, meinte auch das Dickerle, das nicht bloß beim Marschieren, sondern auch mit seinen Gedanken immer hintendrein kam. Es dauerte gar nicht lange, bis sie einigen Männern begegneten. Der erste, den sie anhielten und nach dem Land hinter dem hohen Berge fragten, wußte nichts darüber, schüttelte den Kopf und tappte weiter. Der zweite legte bloß den Zeigefinger über den Mund und schlüpfte um die nächste Ecke. »Das muß schon was ganz Besonderes sein, Gesellen!« meinte Klughansel. »Hinter dem Berg liegt das Paradies! Ihr mögt mir's glauben oder nicht!« – »ja, das glauben wir auch«, sagten die beiden andern. Weil sie nun aber schon so viel Herrliches und Verlockendes vom Paradies hatten erzählen hören, wollten alle drei es auch einmal mit ihren eigenen Augen sehen.

Nun ging dies aber nicht anders, als daß zwei unten blieben und schoben und so dem dritten, nach Kräften auf den steilen Berg halfen. Weil der Klughansel es gewesen war, der hinterm Berg das Paradies vermutete, sollte er auch als erster hineinsehen dürfen. Endlich war er oben, und die beiden Kameraden riefen ihm zu, er solle erzählen, was er alles sehe. Doch er lächelte nur herab und ging rasch über den Berg. Dann machte sich der lange Veit an den Aufstieg. Er mußte aber dem Dickerle für seine Hilfe hoch und heilig versprechen, daß er ihm sagen werde, was es drüben im Paradies alles zu sehen gebe. Der versprach's. Als er aber oben angelangt war, machte er es wie der Klughansel – er lächelte nur herab und verschwand hinter dem Berge.

Inzwischen war eine Menge Leute aus den Dörfern herzugeströmt und hatte dem Treiben voller Neugier und Spannung zugesehen. Und weil der Hansel und der Veit so sonderbar herabgelächelt hatten und so rasch hinter dem Berg verschwunden waren, glaubten alle, daßjenseits wirklich etwas Wunderbares, ja nichts anderes als das Paradies liegen müsse. Darüber wollten sie nun Gewißheit haben. »So helft mir auf den Berg«, sagte das Dickerle; »ich werde euch bei meiner ehrlichen Gesellenseele, sobald ich droben bin, Rede und Antwort stehen, so gut ich's vermag.« Da halfen sie ihm alle auf den Berg; banden ihm aber, ohne daß er es merkte, ein Seil an den Fuß, damit sie ihn sogleich herabziehen könnten, falls auch er sein Wort nicht halten und 'hinterm Berg verschwinden wollte. Das Dickerle kraxelte und prustete mehr als drei Stunden an dem steilen Felshang hinauf; endlich aber war es droben. Kaum hatte es einen Blick ins jenseits getan, fing es,an zu lächeln und wollte ins Paradies hinüberspringen. Die drunten aber zogen ihn an dem Seil gerade noch rechtzeitig vom Berg herab. Alle stürmten nun auf ihn ein und wollten wissen, was Schönes er geschaut und wie es im Paradies drüben aussehe. Der arme Geselle öffnete den Mund und versuchte' zu reden – aber er war plötzlich stumm geworden. So erfuhren die neugierigen Menschen – wie schlaue sie's auch angestellt hatten – doch nichts vom Paradies und haben auch bis auf den heutigen Tag kein Sterbenswörtchen darüber erfahren.

Die drei Fragen des Kaisers

Da lebte einmal vor siebenhundert und mehr Jahren an der Grenze des Reiches ein Markgraf, Wulf geheißten. Wahrhaftig, der machte seinem Namen alle Ehre! Er war ein tückischer und reißender Wolf und darum von seinen Untertanen, den armen Bauern, Hirten und Holzhauern, ebensowohl gehaßt wie gefürchtet. Wie der die Leute schindete und plagte, das war nicht an den Himmel zu malen. Er trieb den Zehnten mit der Reitpeitsche ein und zwang auch noch die ältesten Greise ihm beim Wall- und Burgenbau zu fronen. Am meisten Elend geschah aber den Bauern durch die Hirsche und Wildsauern, die der Graf in den weiten und tiefen Wäldern hegte und auf die er dann mit seinem wilden Gefolge gerade in der Erntezeit wochenlang Jagden und Hatzen veranstaltete. »Was gehen mich die Bauern und ihre Kornfelder an!« sagte er verächtlich. »Hussa! Mir nach!«, gab seinem Roß die Sporen und jagte mit der kläffenden Meute quer durch die reifen Ährenfelder. »Beschweren wollt ihr euch, ihr Mistbuben? Paßt auf, ich werd' euch beschweren, aber mit Quadersteinen und Malterssäcken! Klage führen wollt ihr vor dem Kaiser? Was geht mich der Kaiser an! *Ich* bin euer Herr, niemand sonst!«

Nun war dies nicht das erste Mal, daß das Volk so laut und vernehmlich gegen den Markgrafen sich stellte, daß das Murren bis zu den Ohren des Kaisers hinaufdrang. Er hatte lange dazu geschwiegen. Nun ihm aber außerdem noch berichtet worden war, daß der Graf seine Gebote mißachte und seinen Namen mit wenig Ehrfurcht im Munde führe, gedachte er ihm eine Lehre zu geben. Er sandte einen Boten in die Grenzmark und lud mit einem freundlichen Schreiben den Grafen auf heute über drei Tage zu sich aufs Schloß. Der Markgraf kam zur vorgeschriebenen Zeit an und wurde sogleich in das kaiserliche Gemach geführt. »Wie geht es Euch, Graf?« hub der Kaiser zu sprechen an. – »Gut, recht gut!« antwortete der. – »Ihr habt also gar keine Sorgen und Beschwerden?« fragte der Kaiser weiter. – »Ich weiß nicht, worüber ich klagen sollte, habe aber auch nichts zu wünschen übrig«, entgegnete der Graf, und aus dem Ton seiner Stimme war der Ärger über diese sonderliche Fragerei des Kaisers

herauszuhören. »Aber Eure Bauern wissen, worüber sie zu klagen haben und *ich*, Graf Wulf, habe zu wünschen übrig!« sprach da der Kaiser streng, und seine Augen funkelten. »Ich will Euch Sorgen und Beschwerden verschaffen, mehr als Euch lieb ist! Dessen seid gewiß! – Ich lege Euch drei Fragen vor. Hört gut zu. Erstlich: Was ist der Kaiser wert? Zum andern: Was ist der Bauer wert? Zum dritten: Wie weit sind Glück und Unglück voneinander? Gebt Ihr mir heute über einen Monat auf meine drei Fragen nicht die richtige Antwort, so seid Ihr Eurer Grafschaft und Eures ritterlichen Namens verlustig und könnt gehen!«

Das war der langsamste und traurigste Ritt, den der Markgraf je in seinem Leben getan hatte. Er brauchte die doppelte Zeit zu diesem Heimweg und sah und hörte doch nichts von dem sonnigen, bunten Herbsttage mit all seinem jubelnden und Vogelsingen. Er ritt tief in grauen Gedanken, und als er endlich heimkam, saß er die ganze Nacht bis an den Morgen und sann und zerbrach sich den Kopf darüber, welches wohl die richtigen Antworten auf die drei Fragen des Kaisers wären. Doch er fand sie nicht und fand sie auch nicht am zweiten oder am dritten Tage; er hatte sie auch noch nicht gefunden, als der Mond am Himmel schon über das zweite Viertel hinaus gewachsen war. – Wie dumm und vorschnell hatte er doch dem Kaiser geantwortet! Nun wußte er, worüber klagen, und hatte Tage und Wochen hindurch nur den einen Wunsch übrig, daß er doch die Antworten auf die drei Fragen finden möge; denn von ihnen hing sein ganzes ferneres Leben ab. Er studierte dicke und gelehrte Bücher, doch sie konnten ihm die Rätsel nicht lösen. Er fragte seine Freunde und Bekannte, Doktoren, Gelehrte und Professoren; aber sie wußten alle keinen Rat. Die Bauern und einfachen Leute seines Landes, die er so oft hart geplagt und in größter Bedrängnis ohne Hilfe gelassen hatte, die gönnten ihm nun seine eigene Not und sahen ihn mit Freuden Trübsal blasen. Allmählich nahte der Tag, an dem er vor dem Kaiser erscheinen mußte, und dem Grafen wurde bange. Nach einer schlaflosen Nacht verließ er am letzten Morgen verzweifelt die Burg und machte sich auf den Weg in die Kaiserstadt.

Da traf er auf den Feldern vor dem Ort draußen einen Schafhirten mit seiner Herde. Der merkte an dem finsternen Gesicht des Grafen, daß seinem Herrn nicht wohl zumute sei und

fragte ihn nach der Ursache. – »Ach, mein lieber Stöffel«, sagte der Graf traurig, »ich bin die längste Zeit dein gräflicher Herr gewesen.« Der Markgraf schilderte dem Schäfer seine Not und legte ihm die drei Fragen des Kaisers vor: Was ist der Kaiser wert? Was ist der Bauer wert? Wie weit sind Glück und Unglück voneinander? »Mhm« – nickte der Stöffel, runzelte die Stirne und besann sich eine Weile. Dann sagte er – denn er war ein pfiffiger Kerl –: »Ich glaub', ich hab's, gnädiger Herr! Leiht mir Euer gräfliches Gewand und hütet derweil in meinem Mantel meine Schafe. Wann es anfängt zu dunkeln will ich für Euch zum Kaiser gehen und ihm die drei Fragen aufs beste beantworten.« Damit war der Graf sogleich einverstanden' Sie wechselten ihre Kleider, und der Schäfer machte sich auf den Weg.

Zur festgesetzten Stunde trat der Schafhirt, als Graf verkleidet, vor den Kaiser. Der saß in seinem goldenen Thronsessel und sprach: »Nun, habt Ihr die richtigen Antworten auf meine drei Fragen gefunden?« – »jajawohl, allergnädigster Kaiser und Herr«, antwortete der Schäfer. »Ei, so schießt los!« – »Zum ersten«, begann der Schäfer, »ist der Kaiser wert, daß man seine Gebote halte und ihm in Ehrfurcht und Treue diene. Zum andern ist der Bauer wert, daß man seine Arbeit achte und den Segen seiner Felder dankbar schaue, hüte und schone. Und zum dritten sind Glück und Unglück nur einen Tag voneinander.« – »Wahr habt Ihr gesprochen, was die beiden ersten Fragen betrifft; wie aber kommt Ihr zu Eurer dritten Antwort?« fragte der Kaiser. – »Meine dritte Antwort, hochedler Herr und Kaiser, darum: Gestern noch bin ich ein Schafhirt gewesen, heute aber ein Graf.« – Der Kaiser verstand diese Worte gleich richtig zu deuten, erhob sich von seinem Thron und sah mit einem festen Blick dem Schäfer in die Augen. »So sei denn und bleibe ein Graf!« sprach der Kaiser, legte ihm sein Schwert auf die Schulter und machte ihn zum Herrn über die Grafschaft, in der er bis zu diesem Tage einer der Geringsten gewesen war.

Der kluge Martin

Es war einmal ein armer Tagelöhner, der besaß drei Söhne. Jeder hatte ein Handwerk erlernen dürfen, und so war der eine Weber, der andere Schneider und der dritte Schuster geworden. Der Schuster war der jüngste, aber auch der gescheiteste, und darum wurde er von allen nur »der kluge Martin« genannt. Als die Lehrzeit um war, schickte der Vater sie auf die Wanderschaft. Weil er aber so arm war, konnte er ihnen außer seinem Segen nichts mitgeben als Messer, Gabel und Löffel, die in einem einfachen Ledertäschchen beisammen steckten. Doch die drei Brüder waren mit diesem wenigen zufrieden und zogen frohgemut in die weite Welt hinaus.

Am Abend nach ihrem ersten Reisetage kehrten sie in einem Dorfwirtshaus ein. Ehe sie aber am andern Morgen weiterwanderten, beschlossen sie: »Wir wollen nun ein jeder einen andern Weg einschlagen, heute über fünf Jahre aber hier an diesem Tische wieder zusammentreffen.« Dann wünschten sie sich gegenseitig viel Glück und nahmen herzlich Abschied voneinander.

Als der kluge Martin eine Weile gewandert war, kam er an eine steinerne Brücke, und wie er gerade den Fuß auf sie setzen wollte, trat ihm ein Mann in den Weg und fragte mit finsterem Gesicht: »Was suchst du hier und wo willst du hin?« Sprach der kluge Martin: »Ich bin ein Schuhmacher, bin auf Wanderschaft und suche Arbeit.« – »Soso«, brummte der Fremde. – »Ja«, nickte Martin; »aber nun sag mir auch, wer *du* bist und was *du* hier treibst.« – Da grinste der andere ganz unheimlich unter seinem breitrandigen Schlapphut hervor und antwortete: »Ich? – Ich bin ein Räuber.« – »So«, sagte der kluge Martin; »ein seltsames Handwerk. Ist es auch einträglich?« – »Das will ich meinen! Mehr als das deine!« – »Ei, was!« rief da der kluge Martin verwundert aus. »Meinst du, daß ich es auch erlernen könnte?« – »Das kommt ganz darauf an, wie du dich anläßt«, meinte der Räuber. – »Weißt du was? – Behalte mich hier. Ich will auch ein Räuber werden!« sagte Martin. – »Gut. Ich will dich einstweilen dabehalten. In die Schar der Kumpanen aufnehmen kann dich aber nur mein Meister, und der ist gerade nicht zu Hause.« Da

wartete der kluge Martin drei Tage lang, bis der Räuberhauptmann zurückkehrte und er ihm seinen Wunsch vorbringen konnte. Der Hauptmann hörte den Burschen an und sagte dann: »Gut, ich will dich aufnehmen. Du mußt aber erst eine Probe ablegen und deine Geschicklichkeit zeigen.« – »Daran soll's nicht fehlen! In ein paar Stunden bin ich wieder hier; dann sollst du sehen, daß ich wohl zu brauchen bin«, sagte der kluge Martin und schritt über die Brücke davon, dem Walde zu.

Wie er nun in den Wald hineinkam, sah er einen Metzger des Weges ziehen, der führte ein Kalb mit sich. Der kluge Martin schlich seitwärts durchs Unterholz und gewann so ungesehen auf einem Fußpfad einen Vorsprung. Dann bog er wieder auf die Straße ein, die der Metzger mit dem Kalb daherkommen mußte, nahm Messer, Gabel und Löffel aus dem Ledertäschchen und warf die leere Hülle mitten auf den Weg. Nachdem er eine Strecke gegangen war, ließ er die Gabel fallen. Und wieder nach einer Weile den Löffel und das Messer zusammen. Drauf versteckte er sich in der Nähe und wartete, bis der Metzger mit seinem Kalbe zwischen den Bäumen auftauchte. Jetzt war er bei dem Ledertäschchen angekommen, hob es auf und besah sich's genau. Er dachte aber wohl: »Was kannst du mit diesem nichtsigen Lederzeug anfangen? Ist ja des Aufhebens nicht wert«, – warf es wieder auf den Weg und zog weiter. Nun kam er an die Stelle, wo die Gabel lag. Er sah sie nur von obenher an und ging weiter, ohne sich nach ihr zu bücken. Als er aber danach den Löffel und das Messer fand, hob er beide auf und steckte sie in die Tasche. »Jetzt wäre es doch gut, wenn ich das ganze Besteck beisammen hätte!« überlegte sich der Metzger, band das Kalb an einen Baum und lief zurück, um die Gabel und die Lederhülle zu holen. Inzwischen sprang der kluge Martin aus seinem Versteck hervor, band das Tier los und trieb es in den Wald hinein. Dabei blökte er beständig wie ein Kalb. Als der Metzger wieder an die Stelle kam, wo er das Vieh angebunden hatte und es nicht mehr vorfand, dachte er: »Es wird sich losgerissen und verlaufen haben« und ging dem Blöken nach, das er aus dem Walde hörte.

Der kluge Martin aber war inzwischen an einen Teich gekommen, hatte dort schnell das Kalb geschlachtet und den abgeschnittenen Kopf ins Wasser geworfen. Dann hatte er sich im Gebüsch versteckt und blökte erbärmlich. Als der Metzger aus

dem Walde heraus und ans Ufer trat, glaubte er nicht anders, als daß sein Kalb ins Wasser gelaufen sei und nur noch den Kopf herausstrecke. Deshalb zog er sich flink aus und sprang in den Teich, um es herauszuziehen. Während er aber im Wasser patschte, sprang der kluge Martin aus dem Versteck hervor, nahm die Kleider des Metzgers, samt allem was darin war, unter den Arm und machte sich wie der Wind davon. Dann brachte er alles dem Räuberhauptmann und erzählte ihm, wie er dazu gekommen war. Da war der Hauptmann mit dem Probestück des klugen Martin wohl zufrieden und nahm ihn unter seine Gesellen auf und es dauerte nicht lange, da war Martin der geschickteste und kühnste Räuber weit und breit.

Als die fünf Jahre um waren, dachte er an die Verabredung, die er mit seinen Brüdern getroffen hatte. Er zog vornehme Kleider an, bekam von seinem Hauptmann Kutsche und Pferde geliehen und fuhr vor das Wirtshaus. Da saßen seine zwei Brüder schon am Tische, erkannten ihn aber nicht wieder, bis er sich ihnen zuletzt zu erkennen gab. War das eine Wiedersehensfreude! Martin ließ Braten und Wein auftragen, und sie waren miteinander vergnügt bis in die späte Nacht hinein.

Gerade in dieser Nacht aber geschah es, daß der Räuberhauptmann mit seiner ganzen Bande gefangengenommen wurde. Der kluge Martin war der einzige, den die Schergen nicht erwischten. Da ließ der König durch einen Herold bekanntmachen, daß derjenige, der den klugen Martin lebendig oder tot herbeischaffe, tausend Gulden zum Lohn erhalten solle. Das hörte der kluge Martin selbst ausrufen, als er am andern Morgen mit seinen Brüdern in der Wirtsstube saß. »Habt ihr's gehört: Tausend Goldgulden ist dem König mein Kopf wert! Die soll kein anderer einstecken als ich selber, verlaßt euch drauf!« sagte er, verkaufte die Kutsche samt den schönen Pferden davor und kaufte sich dafür einen alten Krämerwagen. Darauf lud er ein Faß voll Branntwein, zog die lumpigsten Kleider an, die er auftreiben konnte, und fuhr so zum Tor hinaus, ohne daß ihn jemand erkannte.

Froh und guter Dinge fuhr er dahin. Wie er aber in die Nähe der Brücke kam, war diese von fünfundzwanzig Husaren umstellt, die ihn auf Befehl des Königs gefangen nehmen sollten. Martin besann sich nicht lange. Er tat, als wäre er betrunken, sang und

schrie und taumelte hinter dem Wagen drein von einer Straßenseite zur andern. Gerade vor der Brücke aber trieb er das Pferd so heftig auf die eine Seite, daß ein Rad in den tiefen Graben geriet und der Wagen umfiel. »Ach , ich armer Mann! Ach , ich armer Mann!« jammerte er und versuchte den Wagen wieder aufzurichten. »Oh, jetzt ist alles hin! Alles und der gute teure Schnaps dazu! Helft mir doch, Soldaten! Soll mir auf ein paar Schoppen nicht ankommen!«. Da legten die Husaren wacker Hand an, und der kluge Martin schenkte zum Dank jedem ein großes Glas Brantwein ein und füllte nach, bis die Husaren so betrunken waren, daß keiner mehr lallen konnte und einer nach dem andern wie ein Sack in den Graben fiel. Da holte der kluge Martin aus seiner Höhle fünfundzwanzig Kapuzinerkutteln, zog sie den Husaren an und fuhr die Kerle dann in der Nacht zur königlichen Schloßwache. Ihr könnt euch denken, was der König am andern Morgen für Augen machte, als er die Kapuziner in der Wachstube antraf! Er fragte alle Diener und Knechte und Hofleute, ob sie in der Nacht nichts Verdächtiges gesehen oder gehört hätten. Niemand konnte ihm eine Auskunft geben; jedoch die junge Königstochter sprach: »Das hat niemand anders als der kluge Martin getan!« – »Daß ich daran nicht gedacht habe!« sagte der König und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. »Du bist klug, mein Kind. Rate mir: Wie, meinst du, kann man wohl den klugen Martin am besten fangen?« – »Mir dünkt, das dürfte nicht so gar schwer sein, lieber Vater«, antwortete die Prinzessin. »Laßt einmal einen öffentlichen Tanz im Schloß ausrufen und bald da, bald dort Goldstücke auf den Boden des Saales legen. Der kluge Martin wird bei dem Fest gewiß nicht fehlen, und wenn er das Gold sieht, so kann er es nicht liegen lassen, sondern wird es aufheben und in die Tasche stecken. Daran werdet Ihr ihn leicht erkennen und ihn dann festnehmen können.«

Der Rat der Tochter gefiel dem König, und er ließ darum sogleich landauf, landab durch einen Herold den Tanzabend ausrufen. Ehe aber die ersten Gäste eintrafen, streute er eine Tasche voll Goldstücke im Saale aus, so wie die Prinzessin es ihm geraten hatte. Wahrhaftig – die Pforten des Schlosses waren kaum eine Weile geöffnet, so erschien der kluge Martin im Saale, mit dem allerfeinsten Gewand angetan und von einem Diener begleitet. Niemand aber wußte, wer dieser fremde Herr war. Wie er nun da die Goldstücke am Boden zerstreut liegen sah, dachte

er bei sich: »Die lägen in meiner Tasche viel weicher und besser als hier auf den harten Dielen.« Und er überlegte sich, wie er die Goldvögel am besten einfangen könne, ohne dabei ertappt zu werden. Als der erste Tanz zu Ende war, ging er hinaus zu seinem Diener und befahl ihm, eilends Pech zu holen. Dann machte er das Pech warm, strich`s auf seine Schuhsohlen, ging wieder in den Saal zurück und tanzte, daß es eine Art hatte; einige Male ,sogar mit der schönen Prinzessin selber. Sooft aber ein Tanz zu Ende war, verließ er den Saal und hieß draußen seinen Diener die Goldstücke abnehmen, die an den Pechsohlen hängengeblieben waren. Ein dutzendmal, wenn nicht mehr, trieb er es so und trug manches blanke Goldstück hinaus, ohne daß die geheimen Späher des Königs ihn als Dieb hätten entlarven können. Im Gegenteil, der kluge Martin hatte noch einen viel kostbareren Fang als die paar Dutzend Goldvögelein gemacht. Die Prinzessin nämlich hatte ihn wohl erkannt und der stattliche, kühne Bursche hatte ihr so gut gefallen, daß sie den ganzen Abend mit keinem andern tanzen wollte. Als das Fest zu Ende ging, nahm sie ihn heimlich auf die Seite und sagte: »Nimm dich in acht, Martin; mein Vater will dir ans Leben. Aber sei ohne Sorge, ich werde alles schon zum rechten Ende bringen.«

Nun war also der Tanzabend aus, und der kluge Martin war weder erkannt noch gefangengenommen worden. »Es fehlen mehr als dreißig Goldstücke!« sagte der König am andern Tage zu seiner Tochter. »Also ist er dagewesen! Mir ist das ein Rätsel. Wenn ich nur wüßte, wie ich den Kerl in die Hand bekommen könnte! Kannst du mir nicht noch einen Vorschlag machen?« Da besann sich die Prinzessin eine Weile und sagte: »Laßt ein Turnier ausschreiben und versprecht *mich* dem Sieger als Preis. Der kluge Martin wird bestimmt an dem Kampf teilnehmen und ihn gewinnen. So erkennt Ihr ihn sicher und könnt ihn inmitten Eurer Ritter und Hofleute leicht gefangennehmen lassen.« »Ja, so will ich`s machen!« sagte der König, rief seinen Schreiber, hieß ihn ein großes Turnier ausschreiben und darin versprechen, daß er dem Sieger im Kampfe seine einzige Tochter zur Frau geben wolle.

Da zogen aus allen vier Enden der Welt Fürsten und Grafen und Ritter und Edelleute herbei, ritten in die Schranken und turnierten tapfer und hätten ein jeder gerne die schöne junge Königstochter

gewonnen. Wer aber über alle den Sieg davontrug, das war der kluge Martin. Anstatt ihn aber mit seiner Tochter zu verloben, wollte der König ihn vor den versammelten Gästen binden und in den Kerker werfen lassen. Da aber schritt die Prinzessin auf den tapferen klugen Martin zu, küßte ihn und sprach: »*Den* will ich zum Manne haben und keinen andern! Das müßt Ihr wissen, Vater! Ich liebe ihn und Ihr haltet Euer königliches Wort!« – »So sei es!« riefen alle, kamen herbei und drückten dem glücklichen Paare die Hand. Nun trat auch der König freudig herzu und gab den beiden seinen Segen. Bald danach wurde die Hochzeit gefeiert; und also bekam der kluge Martin, der einst ein armer Schustergeselle war, eine Prinzessin zur Frau und wurde am Ende König in einem großen Reiche.

Der pfiffige Seilergeselle

Es war auch einmal ein Seilergeselle. Der ging, wie jeder seines Handwerks, alle Tage den Krebsgang, war aber doch ein ganz gewichstes Bürschlein, das nicht wenig Witz und Gritz unter seinem Kappenschild sitzen hatte. Eines Tages gefiel es ihm bei seinem alten Meister nicht mehr, und also schnürte er sein Bündel und machte sich auf in die Fremde. Als er, ein krummes Hahnenfederchen hinterm Ohr und den Wanderstecken in der Hand, aus der Werkstatt trat, sah er da ein Trumm Hanffaden und einen abgebrochenen Hechelzahn liegen, hob beides auf und steckte es in die Tasche. »Man kann nie wissen, wofür so ein Ding einmal gut sein könnte«, dachte er und zog vergnügt in die weite Welt hinaus.

Eines schönen Tages kam er in eine große Stadt, und weil er rechtschaffen müde war, setzte er sich nahm beim Tor auf einen Prellstein in die Sonne, um von der langen Wanderschaft ein wenig auszuruhen. Gerade war er am Einschlafen, da ertönte ein Trompetenstoß, und ein Herold verkündete. mit lauter Stimme: »Der König tut allen kund und zu wissen: So einer den Mut aufbringt, das Einhorn und den Riesen zu besiegen, die schon seit langem das Land unsicher machen, der soll meine einzige Tochter zur Frau bekommen und nach meinem Tode König werden !« – »ja ja ... wäre gar nicht übel ... so einer den Mut hat«, sirmelte der Geselle vor sich hin und war eben wieder daran, in der wohligh warmen Mittagssonne einzunicken. Da surrte ihm ein Mückenschwarm so lästigh und frech um die Ohren, daß er auffuhr und im Ärger so tüchtig dreinschlug, daß gleich sieben Mücken auf einmal liegenblieben. »Hahaha!« lachte er und schrieb auf seinen Kappenschild:

»Schlag' sieben z'Tod
von hint' und vorn,
auf einen Streich
wohl ohne Zorn!«

Das las der Herold, der eben wieder vorbeigeritten kam, und rief: »He du! Du bist der rechte Mann, das Einhorn und den

Riesen zu erlegen!«, nahm den Seilergesellen hinter sich aufs Pferd und ritt mit ihm davon, dem Königsschlosse zu. Während sie so über Stock und Stein dahintrabten, wollte es dem Gesellen fast ein wenig bange werden. Je näher sie aber dem Schloß kamen und je mehr er an die schöne Prinzessin dachte, desto leichter wurde ihm zumut. »Sei doch kein Hasenfuß!« sagte er zu sich. »Wer nichts wagt, gewinnt nichts! Habe ich sieben Mücken auf einen Schlag getötet, so werde ich doch auch mit sieben Schlägen ein Einhorn zur Strecke bringen können! Und – der Dummste ist ja meiner Mutter Sohn auch nie gewesen.« Mittlerweile waren sie im Schloßhof angelangt. Der König ließ den Burschen sogleich zu sich rufen, befahl ihm, daß er zuerst gegen das böse Einhorn angehen müsse, und fragte, wann er mit der Arbeit beginnen wolle. »Auf der Stelle! Bei mir wird nicht -lange gefackelt!« antwortete der Seilergeselle und machte sich auf in den Wald, in dem das Ungeheuer hauste.

Als er nahe bei dem Ort war, schlug er einen schmalen Seitenpfad ein, um das Einhorn vorsichtig anzuschleichen. Plötzlich aber stürzte es aus dem Dickicht hervor und geradewegs auf ihn zu. Er konnte sich gerade noch hinter eine große Zwittertanne flüchten, und darauf schoß nun das Untier in so gewaltigem Ansturm los, daß es sein langes Horn in die Tannengabel verrannte. Schnell steckte der Geselle den spitzen stählernen Hechelzahn durch das Horn, so daß das Tier nicht vor- und rückwärts konnte und gefangen war. Fröhlich pfeifend wanderte er darauf in die Stadt zurück, ging ins Schloß und sagte: »Draußen im Wald bei der großen Zwittertanne könnt ihr euer Einhorn abholen!« Da machten alle große Augen, verwunderten sich sehr und sagten untereinander: »Das ist ein Heidenkerl, der ist recht für den Riesen!« Und darum trug ihm der König auch auf, alsbald gegen den Unhold ins Feld zu ziehen. »Mach's gut!« sagte der König. – »Nur keine Bange! Ich werde diesen großmauligen Tropf schon kleinkriegen!« erwiderte der Geselle und zog dem Riesen entgegen.

Als er in den zerklüfteten Eichenwald kam, in dem der Riese seine Höhle hatte, lief er dem Unhold geradewegs in die Hände. Der Riese lag rücklings im Gras, über eine ganze Waldwiese hin. Er hatte geschlafen und war durch das raschelnde Laub aufgeweckt worden. Aber er stand des verächtlichen Seilerleins

wegen, das blaß und zitternd an einem Baume lehnte, nicht einmal vom Boden auf. »Du elendes Wichtlein«, sagte er, »fällt dir das Herz schon in die Hosen, he? Du willst es wohl mit mir aufnehmen? Komm her, ich will dich zwischen Daumen und Zeiger zerdrücken wie eine Schnake!« Unterdessen hatte aber unser Geselle sich schnell überlegt, wie er den Unhold am besten unschädlich machen könnte; und was war ihm da für ein guter Einfall gekommen! Er zog das Stück Hanffaden aus der Tasche, hielt's dem Riesen hin und sagte: »Tu nur nicht so großspurig mit deiner Kraft! Was gilt's, du vermagst den Schneller da nicht zu zerreißen!« Der Riese hatte sich inzwischen sitzlings aufgerichtet und lachte, daß der Wald widerhallte: »Hahaha! Ich dieses elende Flachsricklein da nicht zerreißen können? Gib her!« Der Seilergeselle war aber ein verteufelt pffiger Kerl und sagte: »Wart mal, ich will dir erst zeigen, wie man einen Schneller in die Hand nehmen muß, um ihn zerreißen zu können – ich bin nämlich ein Seiler, mußt du wissen.« Er hieß den Riesen im Gras sitzenbleiben und die Knie anziehen, so hoch, bis er fast das Kinn drauflegen könne; nun den Schneller um die Hände wickeln, so, und jetzt die Arme beugen und die Fäuste rechts und links an den Knien außen anstemmen. »Gut so!« sagte der Geselle. »jetzt zieh!« Wie aber der Riese gerade so recht anfangen wollte zu ziehen, steckte ihm der Seiler seinen hagebuchenen Wanderstecken zwischen Ellbogen und Kniekehlen durch und – eh er sich's versah, war der Riese ins Bocksfutter gespannt und lag hilflos am Boden. »Viel Vergnügen derweil!« rief lachend der Geselle, wanderte seelenruhig in die Stadt und zum Schloß hinauf und sagte: »Holt euch den Lümmel! Er liegt draußen auf der großen Wiese im Wald; ich hab' ihn ins Bocksfutter gespannt.«

Die Leute im Schloß und in der Stadt sprachen den ganzen Tag von niemand anderem als dem mutigen Gesellen, der das Land von den beiden Ungeheuern befreit hatte, und manche wünschten ihm auch schon Glück zu der schönen Prinzessin, die er nun bald heiraten werde. Doch sie alle, samt dem Seilergesellen, freuten sich zu früh. Der König nämlich wollte ihm seine Tochter nicht zur Frau geben, weil er nur ein einfacher Seilergeselle und niederen Standes war. Darum besann er sich hin und her, wie er seinem Versprechen entgehen könnte, und dachte sich zuletzt eine neue schwere Aufgabe aus, von der er glaubte, daß sie der Geselle nicht lösen könne. Er befahl ihm also: »Spanne einem Bauern

einen Ochsen, der keinen Schwanz hat, vom Pfluge, ohne daß es der Bauer merkt! Bringst du das zuwege, dann darfst du wiederkommen und wegen der Heirat fragen.« Der Geselle besann sich eine Weile, dann war ihm schon ein guter Einfall gekommen. »Ei, das mag ein großes Kunststück sein, Herr König!« sagte er und ging aus dem Schloß und zur Stadt hinaus.

Als er ein Stück weit in den Feldern draußen war, sah er einen Bauern mit einem Ochsesgespann am Waldrand ackern. Er schlich sich unbemerkt näher und rief: »O Wunder über Wunder! O Wunder über Wunder!« In währendem Rufen zog er sich aber immer tiefer in den Wald zurück. Der Bauer hinterm Pfluge stutzte bei den Worten, die er da rufen hörte, und dachte bei sich: »Der da drin hat gewiß einen Schatz gefunden! Will doch mal hingehen und sehen!« – und lief der Stimme nach ins Holz. Derweil sprang der Geselle schnell aus dem Dickicht hervor, spannte einen Ochsen vom Pflug, schnitt ihm den Schwanz ab, steckte ihn dem andern ins Maul, so daß nur noch das Haarbüschel am Ende heraussah, und machte sich mit dem schwanzlosen Ochsen davon. Als der Bauer lange genug und umsonst den Wald durchsucht hatte, kam er zurück und sah, was geschehen war. »Oh, oh!« rief er verzweifelt aus. »jetzt hab' ich Wunder über Wunder! Nun hat derweil ein, Ochs den andern gefressen!«

Als aber der Geselle auch diese dritte Aufgabe gelöst hatte, konnte der König nicht mehr anders, als sein gegebenes Wort halten. Er gab dem Burschen seine schöne, junge Tochter zur Frau und ließ eine Hochzeit zurichten, so prunkvoll, wie man im ganzen Lande noch keine gesehen hatte. Und als er bald darauf starb, wurde der Seilergeselle König, und das ist er heute noch, wenn er nicht gestorben ist.

Fläschlein, tu deine Pflicht!

Es war einmal ein Müller, der konnte auf seiner Mühle nicht vorwärts kommen, er mochte arbeiten und sich anstrengen, so sehr er wollte. Das war wohl sonderbar, aber es brauchte einen nicht wundernehmen; denn erstens gehörte die Mühle nicht ihm, sondern dem Grafen, dem er hohen Pachtzins dafür zahlen mußte, und zum andern brachte der Mühlbach oft so wenig Wasser, daß das Rad stillstand und also auch die Mahlpfennige recht dünn und spärlich flossen. Dadurch war der Müller allmählich so arm geworden, daß er schon seit mehreren Jahren nicht imstande war, das Pachtgeld zu bezahlen. Der Graf aber drängte immer unwilliger und drohte zuletzt, ihn aus der Mühle zu vertreiben, wenn er binnen drei Tagen nicht seine Schuld beglichen habe. Da nahm der Müller in der Not seine einzige Kuh und führte sie in die Stadt, um sie auf dem Markt zu verkaufen.

Wie er nun so bekümmert mit der Kuh durch den Wald zog, kam auf einmal ein Männlein mit grauem Runzelgesicht daher und fragte, was ihm denn fehle, daß er so traurig sei. Der Müller, der ohnehin ein freundlicher und leutseliger Mann war, faßte gleich Zutrauen zu dem Männchen und erzählte ihm alles, was ihn bedrückte. Da sprach das Männlein: »Ich will dir die Kuh abkaufen. Ich gebe dir dieses Fläschlein dafür. Wenn du das auf den Tisch stellst und sprichst: ‚Fläschlein, tu deine Pflicht!‘, so wird es dir gewiß an nichts mehr mangeln.« Der Müller wollte aber nicht echt, war ängstlich und meinte: »Ach, was wird meine Frau sagen, wenn ich statt Geld dieses Fläschlein heimbringe.« – »Ei«, versetzte drauf das Männlein in ärgerlichem Tone, »wie magst du dich noch lang besinnen! Geld möchtest du heimbringen? Weißt du denn überhaupt, ob du deine Kuh da lebendig auf den Markt bringst?« Da fürchtete sich der Müller, weil er die Worte für eine Drohung hielt und gab dem Männlein die Kuh für das Fläschchen. Kaum war der Tausch geschehen, versank das Männlein mit der Kuh in die Erde und war nicht mehr zu sehen. Der Müller stapfte eilends nach Hause, stellte das Fläschlein auf den Tisch und sprach: »Fläschlein, tu deine Pflicht!« Da war auch schon im Augenblick der Tisch mit goldenen Schüsseln voll herrlichster Speisen gedeckt. Voller Freude rief er seine Frau herbei, und die

schlug vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammen. »Ja, Mann! Ja, Mann!« rief sie ein übers andere Mal und vergaß beinahe, sich an den gedeckten Tisch zu setzen und sich's schmecken zu lassen. Am andern Morgen machte der Müller sich auf den Weg in die Stadt, verkaufte die goldenen Schüsseln und erhielt soviel Geld dafür, daß er mit einemal ein reicher Mann war.

Gleich ging er aufs Schloß und bezahlte seine Schulden. Der Graf wunderte sich sehr darüber, daß der Müller so schnell den Pachtzins beisammen hatte. Er sah ihn mißtrauisch an und sagte: »Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen! Wie kommst du auf einmal zu dem vielen Geld?« Der Müller wollte es lange nicht sagen, mußte aber zuletzt doch die ganze Geschichte erzählen; wie ungern er's auch tat. »Verkaufe mir das Fläschlein«, sagte da der Graf; »ich gebe dir einen Beutel voll Dukaten dafür.« Doch der Müller wollte und wollte es nicht hergeben. Als ihm aber der Graf zuletzt nicht nur die Mühle, sondern auch sein schönes Schloß für das Fläschlein bot, konnte er nicht mehr länger widerstehen und gab es ihm. Sobald aber der Graf das Fläschchen in der Hand hatte, sagte er: »Laß dir nur nicht träumen, daß du das Schloß bekommst! Hahaha! Das Schloß bleibt mein! Du hast an der Mühle genug; die kannst du meinetwegen behalten!« So also war der gute, leichtgläubige Müller betrogen worden.

Nun hatte er zwar von dem Erlös für die goldenen Schüsseln noch ein gutes Sümmchen übrig; weil aber die Mühle wieder einmal ohne Wasser war und ihm darum nichts eintrug, war das Geld bald verbraucht, und er geriet wieder in bittere Armut. In dieser Not wollte er eines Tages einen Freund besuchen und ihn bitten, ihm doch etliche Taler zu leihen. Als er so betrübt und allein im Wald dahinwanderte, stand plötzlich wieder das Männlein vor ihm und fragte, was er auf dem Herzen habe. Da erzählte er, wie es ihm ergangen war und wie der Graf ihn betrogen und ins Elend gebracht habe. Darauf gab ihm das Männlein ein zweites Fläschchen und sprach: »Da, nimm dies Fläschlein; es wird dir zu jenem ersten wieder verhelfen. Sobald du sprichst: ‚Fläschlein, tu deine Pflicht!‘, kommen drei Kerle daraus hervor und zerschlagen alles, was ihnen in den Weg kommt, und hören nicht eher auf, als bis du sagst: ‚Fläschlein, du hast deine Pflicht getan!«'

Der Müller bedankte sich und machte sich spornstreichs auf den Weg zum Schloß. »Herr Graf! Ich habe wieder ein solches Fläschchen, und seine Zauberkraft ist noch größer!« So verkündete er voller Freude und schwang das Fläschlein mit erhobener Hand. Da strahlten die tückischen Augen des Grafen, und er lud den Müller freundlich zum Dableiben ein. Dann ließ er die Diener Essen und Trinken auftragen und bewirtete ihn aufs beste; denn er gedachte ihm auch das zweite Fläschlein abzulocken. Als sie gegessen und getrunken hatten und der Graf wieder von dem Fläschlein zu reden anfang, fragte der Müller: »Soll ich es zur Probe einmal seine Pflicht tun lassen?« – »Ja, zeig mal, was der kleine Flaschenkobold kann!« rief der Graf. – »Gerne zu Diensten, Herr Graf!« sagte der Müller und schmunzelte dabei. »Also, mein Fläschlein, tu deine Pflicht!« Im Augenblick hüpfen drei wilde Kerle daraus hervor und schlugen so wetterlich auf den Grafen los, daß er weh und ach schrie und den Müller um Gottes willen bat, ihn doch zu verschonen. »Hast meiner auch nicht geschont und mich dazuhin noch um das Fläschlein betrogen!« entgegnete der Müller und ließ die drei Gesellen lustig auf des Grafen Rücken weitertrommeln. Da zeigte ihm der Graf den Schrank, in dem das Fläschlein versteckt war, und der Müller schob es in die Tasche und entfernte sich. Die drei Kerle aber ließ er so lange weiter zuschlagen, bis der Graf keinen Schnaufer mehr tat und das ganze Schloß nur noch ein Trümmerhaufen war. Dann sprach er: »Fläschlein, du hast deine Pflicht getan!«, und sogleich wurden die drei Spießgesellen ganz klein und Krochen wieder in das Fläschlein zurück.

Nun war der Müller froh, daß er das erste Zauberfläschchen wieder hatte und sprach jeden Tag zu ihm: »Fläschlein, tu deine Pflicht!« Sogleich stand dann der Tisch voll goldener Schüsseln, die mit den köstlichsten Speisen gefüllt waren. Die ließ er sich munden, verkaufte dann die Schüsseln an einen Goldschmied in der Stadt und wurde in kurzer Zeit ein steinreicher Mann. Darauf baute er sich ein schönes Schloß, und weil er dachte, daß er nun Schätze genug habe, mauerte er das Fläschlein in den Grundstock ein. Das zweite Fläschchen aber, in dem die drei wackeren Gesellen verborgen waren, trug er immer bei sich, damit es ihm jederzeit aus aller Not und Gefahr helfen konnte.

Vom Handwerksburschen, der mit dreihundert Gulden in den Himmel ritt

Es war einmal eine Wirtin, der war ihr erster Mann gestorben; weil sie aber nicht ihr Lebtage vollends allein bleiben wollte, hatte sie wieder geheiratet. Als sie das erste Mittagessen für ihren zweiten Mann zurichtete, fragte sie ihn: »Was soll ich kochen?« – »Koch meinethalben Apfelschnitz und Speck!« erwiderte er. Sie tat nach seinem Willen, und weil sie meinte, das sei seine Leibspeise, so kochte sie tagaus, tagein nichts anderes als Apfelschnitz und Speck. Das ewige Einerlei wurde aber dem Mann allmählich doch zu dumm und darum sagte er eines Tages: »Nun koch auch einmal etwas anderes und heb die Schnitz auf, bis der lange Frühling kommt!«, ließ die dampfende Schüssel stehen und ging verärgert aus dem Hause. Während er aber zur Hintertür hinausging, trat vorn ein Fremder in die Wirtsstube. Der war lang und dürr wie eine Hopfenstange und begehrte rasch etwas zu essen, weil er von seiner langen und beschwerlichen Wanderschaft einen Riesen hunger im Bauche habe. – »Seid Ihr am Ende der lange Frühling, für den ich Schnitz und Speck aufbewahren soll?« fragte die Wirtin. – »Freilich bin ich der!« antwortete der fahrende Handwerksgeselle. »Tragt nur gleich auf; ich will mir beides wohl schmecken lassen!« Da stellte die Wirtin die volle Schüssel vor ihn auf den Tisch und gab ihm, als er satt war, auch noch den ganzen Vorrat an Speck und Apfelschnitz mit auf den Weg. »Vielen Dank auch, gute Frau Wirtin!« sagte der Geselle, warf sein Felleisen über die Schulter und trat auf die Straße hinaus.

»Die hat die Gescheitheit auch nicht mit Löffel gefressen! Mit Witz und Schläue wäre von der gewiß noch mancherlei zu ergattern, was ich gut brauchen könnte!« dachte der pfiffige Bursche bei sich und sann im Handumdrehen einen Streich aus: Er ging noch einige Schritte den Weg entlang, blieb dann plötzlich stehen und sah senkrecht über sich in die Höhe, und starrte und starrte immer auf einen Punkt, als wolle er ein Loch in den Himmel gucken. Und wahrhaftig! – es dauerte gar nicht lange, da kam die Wirtin voller Neugier zu ihm auf die Straße heraus und fragte: »Was guckt Ihr denn so angestrengt in die Luft?« –

»Psst ...!« machte der Handwerksbursche und legte den Finger auf den Mund. »Ich soll ja zu keinem Menschen davon sprechen; aber Euch, Frau Wirtin, will ich's sagen: Ich kam, ehe ich in Eure Wirtsstube trat, geradeswegs vom Himmel herunter und will mir nun die Stelle genau merken, wo ich herabgestiegen bin, damit ich später den Weg hinauf wiederfinde.« – »Was?« sagte da die Wirtin und ließ vor Staunen den Mund offenstehen – »Was habt Ihr gesagt: vom Himmel herunter?« – »Ei freilich!« entgegnete der Schalk. – »Habt Ihr da am Ende auch meinen seligen ersten Mann-, den Hansjörg, gesehen?« – »Ha, das versteht sich, daß ich den gesehen habe. Den kenn' ich sogar sehr gut; wir sind gute Freunde, der Hansjörg und ich.« – »O du mein! jetzt sag' ich aber gar nichts mehr! Ja, wie geht's ihm denn?« – »Ach, soso lala ... Nicht gerade am besten«, entgegnete er mit ernster Miene. – »Ach Gott, ist er gar wohl krank?« fragte die Wirtin besorgt. – »Krank? Nein, krank ist er nicht. Aber er hat's schwer droben. Er muß viel schaffen; der Lohn ist schlecht, und so hat er die meiste Zeit kein Geld, um sich neues Zeug zu kaufen. Als ich ihn das letztmal sah, hatte er ein arg zerrissenes Hemd am Leibe. Der Himmelswind kam gerade vom kalten Osten hergebraust, und so zitterte er – wahrhaftig und wahr – vor Frost wie Espenlaub.« – »Oh, daß Gott sich erbarm! So übel dran ist er also, mein lieber, guter Hansjörg selig! Wie gern wollt' ich ihm was zukommen lassen in seinem Himmel droben; aber Wie machen?« – »Ei, liebe Frau Wirtin«, meinte drauf der Geselle, »da ist leicht Rat schaffen: Ich gehe nächstens wieder zurück und kann ihm schon dieses undjenes mitnehmen, das Ihr ihm schicken wollt.« – »Wie dank' ich Euch für Eure Freundlichkeit, lieber Herr! Ihr dürft's gewißlich nicht umsonst,tun!« sagte die Frau und packte in einen Schnappsack einen guten Anzug, sechs Hemden, Schuhe und Strümpfe und dazu einen mächtigen Schinken von der letzten Metzelsuppe. »So, und in diesem Lederbeutel sind dreihundert Gulden für meinen Hansjörg, daß er sich dafür das Notwendigste kaufen und am Sonntag auch einkehren und einen Schoppen trinken kann. Diese fünfzig Gulden da sind für Euch, lieber Herr; verbraucht sie gesund.« –»Das will ich, gute Frau!« sagte lachend der Handwerksgelelle und zog fröhlich weiter.

Als der Wirt nach Hause kam und von seiner Frau erfuhr, was vorgefallen war, schimpfte er sie tüchtig aus und nannte sie eine dumme Kätter. »Einem hergelaufenen Lüdrian einen Packen

Zeugs in den Himmel mitgeben und gar noch dreihundert Gulden schönes Geld, – hat man so etwas schon gehört! Das Geld muß wieder her, und wenn ich dem Bruder bis ans Himmelstor nachlaufen müßte!« Er wollte ihn aber lieber schon nach einer Stunde einfangen, und darum sattelte er sein bestes Pferd und jagte im Galopp den Weg entlang, den der Geselle eingeschlagen hatte.

Der saß gerade am Waldrand im Schatten, um sich ein wenig zu verschlafen. Als er den Reiter dahersprengen sah, ahnte ihm gleich nichts Gutes. »Das ist sicher der Wirt, der mir den vollen Schnappsack wieder abjagen will!« dachte er und sann gleich einen neuen Streich aus: Er riß den dünnen, stacheligen Kopf einer Distel ab, warf ihn ins Gras, stülpte seinen Hut darüber und tat so, als ob irgend etwas Seltsames und Kostbares darunter verborgen sei, das er sorgsam bewachen müsse. Inzwischen kam der Wirt angeritten und fragte ihn, ob er der Mann sei, der in den Himmel reise. »ja, der bin ich!« antwortete der Geselle. »Habt Ihr vielleicht auch was an jemand mitzugeben?« – »O nein; das könnte Euch so gefallen! Im Gegenteil: gebt mir ja auf der Stelle die dreihundert Gulden heraus, die mein Weib Euch für ihren ersten Mann mitgegeben hat!« – »Wie Ihr wollt«, sagte der Geselle; »mir kann es einerlei sein, ob der Hansjörg die dreihundert Gulden bekommt oder nicht. Wollt Ihr sie wieder zurück haben, gut, so brauch' ich sie schon nicht zu tragen. Nur müßt Ihr ein wenig warten. Ich habe da nämlich vorhin unter meinem Hut einen seltenen und teuren Vogel gefangen – er ist unter Brüdern gut seine fünfhundert Gulden wert!« – »Was Ihr nicht sagt!« unterbrach ihn da der Wirt; »einen Vogel, der fünfhundert Gulden wert ist? ja gibt es denn hierzulande so was?« – »ja, das gibt's. Und man muß schon Glück haben, einen solchen Vogel zu fangen! Daß er mir aber nicht mehr entwischt, habe ich meinen Freund in die Stadt geschickt, einen schönen Käfig zu kaufen. Damit ich nun nachher nicht so viel zu schleppen brauche, habe ich ihm die dreihundert Gulden gleich mitgegeben; er solle sie einstweilen einem Wechsler zum Aufbewahren bringen. Wenn es Euch aber zu lange dauern sollte, bis er wieder aus der Stadt zurück ist, so wüßt ich Euch einen Vorschlag zu machen.« – »Und der wäre?« – »Ihr paßt an meiner Stelle auf den Hut auf und leiht mir Euer Pferd, damit ich meinem Freund schnell nachreiten und Euch das Geld zurückholen kann.« – »Ihr scheint mir ein kluger

Kopf zu sein«, sagte der Wirt. »Ich bin mit Eurem Vorschlag gern einverstanden.« Setzte sich also als Wächter neben den Hut und ließ den Gesellen das Pferd besteigen und davonreiten. Und der ritt schon, daß die Funken stoben; – könnt's euch ja wohl denken!

Da hockte er nun, der dicke dumme Wirt, eine Stunde und noch eine; und hockte auch noch, als die Sonne schon hinter den Bergen unterging. Er wartete, bis die Nacht hereinbrach – und immer noch ließ sich kein Reiter sehen. »Ich will heimgehen und morgen in der Frühe wiederkommen. Den Vogel aber will ich als Pfand mitnehmen«, dachte er; hob vorsichtig den Hut, griff mit der Hand darunter und – fuhr mit einem lauten Schmerzensschrei zurück, denn er hatte tüchtig in die Stacheln der Distel gegriffen. Da merkte er endlich, daß er selber dem Lüdrian auf den Leim gegangen war, und kehrte recht betrübt und kleinlaut nach Hause zurück.

Als seine Frau wissen wollte, ob er das Geld wieder bekommen und wo er denn das Pferd gelassen habe, sagte er nur: »Frag mich nicht danach! Heute nicht und morgen nicht und meiner Lebtag nie! Du bist dumm, aber ich bin noch dümmer! Der einzige Gescheite ist der, der mit deinem vollen Schnappsack und deinen dreihundert Gulden auf meinem Pferd in den Himmel reitet. Wir zwei sind durch Schaden klug, er aber ist durch unsere Dummheit reich geworden.«

Der kranke König und seine drei Söhne

Es war einmal ein König, der litt schon jahrelang an einer so schweren und unheimlichen Krankheit, daß nicht einmal die berühmtesten Ärzte im Reiche ihm helfen konnten. Er aß und trank fast nichts mehr und hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, seine Gesundheit je einmal wiederzuerlangen. Da hatte er eines Nachts einen sonderbaren Traum: Er sah in einem fremden Land einen großen und herrlichen Garten. In dessen Mitte stand ein Apfelbaum, der über und über mit goldenen Früchten behangen war. Da gelüstete ihn so sehr nach einem der Äpfel, daß er die Hand hob, um sich einen von den Zweigen zu brechen und zu essen. Denn ihm war augenblicks gewiß, daß er durch den Genuß eines solchen Wunderapfels wieder völlig gesund werden würde. Doch wie er eben verlangend seine Hand nach der Frucht ausstreckte, klopfte der Diener an die Türe und der König erwachte. »Du hast mich im schönsten Traume gestört!« sagte der König. »Aber ich hoffe, daß du mich dadurch zum Leben erweckt hast. Geh und rufe meine drei Söhne!« Als sie kamen, erzählte er ihnen ausführlich seinen Traum und bat sie, jenes Traumland aufzusuchen und ihm aus dem Garten einen der goldenen Äpfel mitzubringen. Mit Freuden waren alle drei bereit dazu. Nach dem Wunsche des Königs trat zunächst der älteste die Reise an. »Wenn ich heute übers Jahr noch nicht zurück bin, werdet ihr mich wohl nimmer wiedersehen«, sagte er und nahm Abschied von seinem kranken Vater und den Brüdern.

Nach einiger Zeit kam er in einen großen Wald. Da begegnete ihm ein alter Mann und bat ihn um eine kleine Gabe. »Ich bin schon drei Tage ohne Essen und habe kein Geld, um mir etwas zu kaufen. Wollt Euch meiner erbarmen, lieber Herr!« bat er. Der Prinz aber wies ihn mit barschen Worten von sich und ritt weiter, immer tiefer in den dunkeln Tannenforst hinein. Am Abend traf er plötzlich mitten im Wald ein großes Gasthaus an. Müde und hungrig kehrte er ein, stärkte sich und ging dann früh zu Bett. Als er aber am andern Morgen weiterreisen wollte, traten zwei wunderschöne Mädchen zu ihm ins Zimmer und baten ihn mit schönen Blicken und Schmeichelworten, doch noch eine Weile hierzubleiben und zum Zeitvertreib ein Kartenspiel mit ihnen zu

machen. Da vergaß er seinen kranken Vater und die wichtige Reise ganz, blieb bei den Mädchen und spielte und spielte Karten, bis er zuletzt all sein Geld verloren hatte. Weil er aber einmal wieder zu gewinnen hoffte, gab er seine Sache nicht verloren, sondern machte beim Wirt Schulden. Doch er verspielte auch das entlehene Geld und hatte nun nichts mehr bei sich was er zum Pfande geben konnte. Als ihn aber der Wirt nach Namen und Herkunft fragte, gab er keine Auskunft und verschwieg auch, daß er einer der drei Königssöhne war. Da ließ ihn der Wirt gefangennehmen und in den Kerker werfen und sagte: »Zwei Jahre gebe ich dir Frist; wenn du bis dahin deinen Namen nicht genannt und deine Schuld bezahlt hast, so bringe ich dich an den Galgen!«

Nun war ein Jahr um, und der älteste Prinz war nicht zurückgekehrt. Da machte sich der zweite auf den Weg. Auch er kam in den großen dunkeln Wald und begegnete dem alten Mann. Als der ihn aber um ein Almosen bat, machte er es wie sein Bruder und wies den Bettler mit unfreundlichen Worten ab. Dann ritt er weiter, bis er an das einsame Waldwirtshaus kam. Dort stieg auch er ab, übernachtete in derselben Kammer, in der vor einem Jahr sein Bruder geschlafen hatte, und wollte in der Frühe wieder weiterreisen. Als er aber die zwei schönen Mädchen zu Gesicht bekam, dachte er mit keinem Gedanken mehr an seinen kranken Vater und den Liebesdienst, den er ihm erweisen sollte. Er blieb im Wirtshaus sitzen, spielte Tag und Nacht Karten mit den Mädchen, verlor sein ganzes Geld und machte noch viele Schulden dazu. Da ging es ihm genau so wie seinem Bruder: Er wurde eingesperrt und ins Gefängnis geworfen. – Als wieder ein Jahr vergangen und auch der zweite Prinz nicht zurückgekehrt war, wollte der jüngste die Reise in das ferne Land antreten, um dem kranken Vater einen Apfel aus dem Traumgarten zu holen. Doch seinen jüngsten und liebsten Sohn wollte der König nicht ziehen lassen. Er befürchtete, es möchte ihm ein Unglück zustoßen wie seinen Brüdern; denn er dachte nicht anders, als daß sie ums Leben gekommen seien. Weil ihm aber der Prinz gar keine Ruhe ließ und Tag für Tag seine Bitte wiederholte, so gab der König endlich nach und ließ auch seinen letzten Sohn die weite Reise antreten.

Er schlug die gleiche Straße wie seine beiden älteren Brüder ein, gelangte bald in den großen Wald und traf den alten Bettler zerlumpt und todesmatt unter einer Eiche sitzend an. Als er ihm seine Not klagte und ihn um ein Almosen bat, griff er sogleich voller Mitleid in die Tasche und drückte dem Greis ein Goldstück in die Hand. Darauf unterhielt er sich noch eine Weile freundlich mit ihm, erzählte auch von dem kranken Vater und seinem Traum von den Lebensäpfeln, und daß er, der jüngste Sohn, nun unterwegs sei, den wunderbaren Garten zu suchen. Der Alte hörte sich alles ruhig an und sagte dann: »Fahre mit Glück! Nur hüte dich, Galgenfleisch zu kaufen!« Der Prinz wußte zwar nicht, was der Greis mit seiner Rede meinte, bedankte sich aber von Herzen und ritt weiter, bis er an das Wirtshaus im Walde kam. Da stand der Wirt unter der Türe und lockte ihn mit schönen Worten, bei ihm und seinen zwei jungen Töchtern einzukehren. Doch er ließ sich nicht dazu verleiten und setzte unbekümmert seinen Weg fort.

Nach langer, langer Zeit kam der Prinz endlich in ein Land, in dem er weder Menschen, noch Dörfer, noch Städte antraf. Nur unzählige Vögel und alle Arten Tiere aus Wald, Wiese und Feld umdrängten ihn zutraulich und begleiteten ihn in langem Zuge zu ihrem König – einem uralten weißen Raben, der mitten im Walde auf einer Eiche wohnte. Wie wunderte sich der Prinz, als er unter den mächtigen Bau betrat und der Rabe ihn mit menschlicher Stimme begrüßte und ihn fragte, wer er sei und was ihn hierher in sein Reich führe. Da erzählte der Prinz den Traum seines Vaters und fragte, ob dies das Land sei, in dem der Garten mit dem wunderbaren Apfelbaum liege. – »ja«, sagte der Rabe, »dies ist das Land mit dem Garten des Lebens. Alles aber, was in ihm lebt, ist verwunschen, und du bist der Glücksprinz, der es aus seiner Verzauberung befreien kann. Brich auch für mich einen Apfel von dem Baume, so wird nicht nur dein kranker Vater wieder gesund werden, sondern auch ich und alle Tiere des Landes werden ihre menschliche Gestalt wiedererhalten.« – »Oh, wie gerne will ich deinen Wunsch erfüllen!« rief da der Prinz voller Freude aus. »Sage mir nur, wie ich dabei zu Werke gehen soll!« – »Geh ohne Furcht in den Garten, der jenseits der goldenen Brücke liegt; schreke auch nicht davor zurück, das Schloß zu betreten; versäume nur nicht, den Garten zur rechten Stunde wieder zu

verlassen!« sprach der Rabe und flog in den höchsten Wipfel der Eiche hinauf.

Der Prinz machte sich sogleich auf den Weg, und die Tiere begleiteten ihn durch den Wald zu dem Garten. Als sie bei der goldenen Brücke angekommen waren, blieben sie zurück und ließen ihn allein weitergehen. Obwohl zu beiden Seiten der Brücke ein grimmig großer Löwe auf Wache lag, schritt der Prinz ohne Furcht hindurch und betrat den Garten. Was war da für eine Pracht an seltenen Blumen und Blüten aller Art zu schauen! Doch der Prinz beachtete sie kaum; er ging geradeaus auf den Wunderbaum zu, pflückte zwei der, goldenen Äpfel und barg sie sorgsam in seiner Reisetasche. Als er sich umwandte, stand mit einem Male ein marmelweißes Schloß inmitten des Gartens. Um die Torsäulen ringelten sich aber zwei riesige Schlangen, die mit bösen Blicken und wildem Zischen dem Prinzen den Eintritt wehren wollten. Er aber trat ohne Bangen in das Schloß und traf in dem großen, goldenen Saal ein Mädchen an, das so hold und schön war, wie ihm in seinem Leben noch keines begegnet war. »O mein Prinz! Mein Erretter!« sprach es überglücklich vor Freude. »Wie lange schon warte ich hier auf dich; nun bist du endlich gekommen und wirst mich arme Königstochter und alle, die mit mir verwunschen sind, befreien!« Und der Prinz, der die schöne Prinzessin auf den ersten Blick liebgewonnen hatte, küßte sie, steckte ihr seinen Ring an die Hand und verlobte sich mit ihr in derselben Stunde. Plötzlich aber brüllten die beiden Löwen, die die goldene Brücke bewachten, laut auf und die Prinzessin sprach: »Dies ist das Zeichen! Nun mußt du mich und den Garten verlassen. Beeile dich! Aber sei ohne Sorge, wir werden uns wiedersehen, wenn die Zeit gekommen ist.« Da verließ der Prinz das Schloß und den Garten, und kaum war er draußen im Walde angekommen, da wurde die goldene Brücke hochgezogen und all die Herrlichkeit war wie ein Traum verschwunden.

Die Tiere aber, die ihm den Weg zum Garten mit dem Lebensbaum gewiesen, hatten geduldig auf ihn gewartet und begleiteten ihn nun wieder zu dem Baum des weißen Raben. Der empfing den Prinzen voller Freude und aß sogleich den Apfel, den ihm dieser mitgebracht hatte. Kaum aber war dies geschehen, da war der Rabe in einen König verwandelt, und auch alle die hundert und aberhundert Tiere waren wieder zu Menschen

geworden. Auch die Städte und Dörfer, die versunken waren, stiegen aus der Erde empor, und Straßen und Gärten und alles war wieder so, wie es einst gewesen. Aus allen Fenstern wehten bunte Fahnen, und die Freude und der Jubel wollte kein Ende nehmen. Jeder wünschte den Prinzen zu sehen, um sich bei ihm für die wunderbare Befreiung zu bedanken. Der König hätte ihm gern sein ganzes Königreich gegeben, aber der Prinz hatte nur den einen Wunsch, seinen Vater bald wiederzusehen und ihm mit dem goldenen Lebensapfel seine Gesundheit wiederzuschenken. Deshalb nahm er mit herzlichen Worten Abschied und trat die Heimreise an.

Als er ohne Unterbrechung einen Tag und eine Nacht geritten war, kam er in eine große Stadt. Da sah er zwei schwarze Fahnen vom Turme wehen und fragte einen Mann, was das denn zu bedeuten habe. – »Das kann ich Euch erzählen«, antwortete der Mann. »Es ist nun etwas mehr als zwei Jahre her, da haben in einem nahen Wirtshaus zwei fremde Prinzen beim Kartenspiel große Schulden gemacht, die sie bis heute noch nicht bezahlen konnten. Weil sie aber auch in böser Verstocktheit verschweigen, wie sie heißen und woher sie stammen, sollen sie morgen vor Sonnen- aufgang gehängt werden.« – »Kann denn niemand sie retten?« fragte der Prinz. – »O doch«, entgegnete der Mann; »wenn sich einer findet, der für sie die zweitausend Taler Schulden bezahlt, wird man sie schon freilassen.« Der Prinz hatte gleich geahnt, wer die beiden Gefangenen waren, begab sich auf das Gericht und kaufte seine Brüder los. Ohne ihn aber erkannt zu haben, zogen sie auf seine Bitte mit ihm weiter, der Heimat zu.

Als sie aber eine Weile miteinander gewandert waren, gab sich der Prinz seinen Brüdern zu erkennen und erzählte ihnen, wie er ferne von hier den Garten mit dem wunderbaren Baum gefunden habe, und zeigte ihnen auch den Apfel, den er dem kranken Vater bringen wolle. Das hörten die beiden Brüder mit heimlichem Neide an und faßten böse Gedanken in ihren Herzen. Und als, sie bald darauf an einer tiefen Schlucht vorüberkamen, warfen sie sich hinterrücks auf den Bruder und stießen ihn über den Felsen hinunter. Dann töteten sie sein Pferd, nahmen den Apfel an sich und zogen weiter aufs Schloß ihres Vaters. Der König freute sich, daß er seine beiden ältesten Söhne wieder hatte, aß den Apfel und war von Stund an gesund. Sie aber belogen ihn, daß sie das

Pferd ihres jüngsten Bruders in fremdem Land tot am Wegrande aufgefunden hätten und daß er wohl nicht mehr am Leben sein werde.

Ja, das hätten die beiden Übeltäter gerne wahrgenommen! Aber ihre böse Absicht war damals vereitelt worden. Der junge Prinz war, als sie ihn über die Felswand gestoßen hatten, im Geäst einer Esche hängengeblieben. Nachdem er sich aber einen Tag lang vergeblich abgemüht hatte, aus dem abgründigen Geklüfte emporzusteigen, hörte er eine Stimme von oben rufen: »Prinz! Seid Ihr es, der da zwischen Leben und Tod über dem Abgrund schwebt?« – »Ja, ich bin es. Zum Dank dafür, daß ich sie vom Henkerstode losgekauft habe, stießen mich meine neidischen Brüder in die Schlucht. Sagt, wer seid Ihr? Helft mir! Helft!« – »Ich bin der Bettler, dem Ihr einst das Goldstück geschenkt habt. Habe ich Euch nicht gesagt, Ihr sollt kein Galgenfleisch kaufen? Weil Ihr es seid, will ich Euch noch einmal helfen.« – So wurde der Prinz aus höchster Not gerettet, dankte dem Bettler und beschenkte ihn reichlich; dann wanderte er auf beschwerlichen und schier endlosen Wegen dem väterlichen Schlosse zu.

Inzwischen war fast ein Jahr vergangen, seit er den Apfel aus dem Lebensgarten geholt und die verwunschene Prinzessin im Marmelochlosse geküßt und zu seiner Braut gemacht hatte. Nun hatte sie einen schönen Knaben geboren und sich mit ihm in Begleitung von tausend Rittern aufgemacht, das ferne Königreich und den jungen Prinzen zu suchen. Drei Monde war sie unterwegs, da leuchteten in der Ferne die Zinnen der Königsburg in der Morgensonne auf. Die Prinzessin befahl, das Heerlager aufzuschlagen; ließ den Weg, der zum Schloß hinaufführte, mit einem kostbaren scharlachroten Teppich belegen und sandte einen Boten zum König mit der Aufforderung, ihr seinen jüngsten Sohn entgegenzusenden, andernfalls werde sie die Burg stürmen und in Schutt und Asche legen lassen. Was sollte da der alte König in seiner Not tun? – »Woher soll die fremde Prinzessin wissen, welcher der jüngste von uns ist?« sagte der älteste Sohn. »Laß *mich* ihr entgegenreiten, Vater!« – Was blieb dem König anderes übrig, als ihn ziehen zu lassen? Wie nun aber der Prinz den kostbaren Scharlachteppich liegen sah, wagte er es nicht, das Pferd darauf zu lenken, sondern ritt daneben her. Daran erkannte die Prinzessin, daß es der falsche war, hieß ihn

schnellstens umkehren und den richtigen Prinzen schicken. Nun sandte der König ihr seinen zweiten Sohn entgegen. Auch der wagte nicht, auf dem kostbaren Teppich zu reiten, sondern lenkte sein Pferd vorsichtig daran vorbei. Da wurde die Prinzessin zornig und befahl ihm, zurückzureiten und den zu schicken, den sie zu ihrem Empfange gewünscht habe. Erscheine er binnen drei Tagen nicht vor ihr, so werde geschehen, was sie angekündigt habe.

»Was nun tun?« fragte der König verzweifelt. »Mein jüngster Sohn ist tot, und niemand kann ihn mir wiederbringen! Wäre ich doch an seiner Statt gestorben, so müßte ich nun nicht auch noch das Ende meines Hauses erleben«. Zwei Tage und zwei Nächte saß er grübelnd und ohne Schlaf zu, finden in seinem Stuhle und glaubte an keine Rettung mehr. Am Morgen des dritten Tages war aber auf geheimem Waldpfade der jüngste Prinz auf die väterliche Burg zurückgekehrt. Obwohl er von seiner langen Reise so müde und matt war, daß seine Füße ihn kaum mehr trugen, zog er doch gleich seine schönsten Kleider an und ritt der Prinzessin entgegen. Und er ritt aufrecht und stolz, so wie es einem echten Königssohne gebührt, mitten auf dem herrlichen Scharlachteppich. »Er ist es!« rief die Prinzessin aus und eilte ihm entgegen, den Knaben auf dem Arm und wie eine Braut geschmückt. Sie umarmten und küßten sich und weinten vor Glück und Freude. Er küßte auch den Knaben, strich ihm und dann der Mutter lächelnd übers Haar und sprach: »Nun bist du ja schon meine liebe Frau.« Dann traten sie vor den greisen König und der gab ihnen seinen väterlichen Segen. Sie wollten aber nicht mit den Brüdern zusammen im selben Hause leben und kehrten darum in die Heimat der Prinzessin zurück, zögen in das Marmorschloß ein, das mitten im Garten des Lebens stand, bekamen viele gesunde und schöne Kinder und waren glücklich bis an ihr Ende.

Der Köhlerprinz

Tief im Böhmerwald lag einmal ein kleines Dorf; das wurde Schwarzdorf geheißten, weil nur Kohlenbrenner darin wohnten. In einer der armseligen Hütten lebte ein alter Köhler mit seiner Frau und seinem Sohne. Der war wohl ein sauberer und stattlicher, aber leider auch ein fauler und nichtsnutziger Bursche. Er lief, wann es ihm gerade paßte, von den Kohlenfeuern weg ins Wirtshaus und zechte mit seinen Kumpanen die ganze Nacht hindurch, und wenn der Vater morgens in den Wald hinauskam, waren die Meiler ausgebrannt und nur noch ein Haufen Asche übrig. Weil aber alles Mahnen und gute Zureden nichts half, tat der alte Köhler die Arbeit lieber selber und saß manchmal tage- und nächtelang draußen und hütete die Feuer.

Eines Abends aber kam er so müde nach Hause, daß er seinen Sohn gerade noch bitten konnte in den Wald hinauszugehen und diese Nacht bei den Kohlenmeilern zu wachen; dann sank er auf sein Lager und schlief ein. Die Mutter traute erst ihren Augen nicht, als der Sohn den Vespersack über den Rücken warf und sich auf den Weg machte. »Vielleicht wird er doch vernünftiger und gibt sein wildes Leben auf«, dachte sie; »es wäre wahrhaftig an der Zeit, und der Vater könnte auf seine alten Tage eine tüchtige Stütze recht wohl brauchen.« All dies überlegte sich der Sohn auch, während er dem Walde zuschritt und nahm sich fest vor, ein anderer Kerl zu werden. Noch keine Stunde aber war vergangen, da fiel ihm plötzlich ein, daß ja heute abend in der Dorfschenke drunten Tanz sei. Da vergaß er alle guten Vorsätze wieder, ließ die Arbeit Arbeit sein und eilte dem Wirtshaus zu. Dort ging es hoch her, und mit Trinken und Singen und Tanzen verging die Zeit wie im Fluge. Die Hähne krächten schon, als der leichtsinnige Köhlerssohn endlich zu seinen Meilern zurückkehrte. Aber all das schöne Holz war zu Asche verbrannt; keine Handvoll Kohle blieb übrig. Da überfiel den Burschen plötzlich die Angst vor dem väterlichen Zorne dermaßen, daß er auf und davon lief, immer tiefer in den stockdunklen Wald hinein. Stundenlang lief er wie ein gehetztes Wild, verstrickte sich in spitzdorniges Buschwerk und fand zuletzt weder Weg noch Steg mehr. Hungrig

und sterbensmüde sank er unter einer Tanne ins Moos nieder und schlief ein.

Dort fand ihn am nächsten Morgen der König des Landes, der gerade eine Jagd abhielt; er hatte Mitleid mit ihm, und weil ihm auch der stattliche Bursche und sein gutes Benehmen wohl gefiel, fragte er ihn, ob er Stallknecht bei ihm werden wolle. »O ja, das will ich wohl!« antwortete der Köhlerssohn und trat sogleich seinen Dienst an. Das Leben und Treiben am königlichen Hofe gefiel ihm sehr, und er hielt sich so gut, daß der König bald seine Freude an ihm hatte und ihn zu seinem Kammerdiener machte.

Nun hatte aber der König in der Hauptstadt des Landes noch ein zweites, großes Schloß. Darin lebte seine jüngere Schwester, eine sehr schöne, aber stolze und lieblose Prinzessin, die immer noch unverheiratet war, weil ihr kein Mann gut genug schien. Manch schmucker und reicher Freier hatte schon um ihre Hand angehalten, an jedem aber hatte sie etwas auszusetzen gehabt und einen nach dem andern abgewiesen. Der König mochte ihr freundlich zusprechen oder ihr im Ärger Vorwürfe machen, soviel er wollte, sie lachte nur und sagte schnippisch: »Was geht's dich an?« Als nun die Prinzessin wieder einen Bewerber, einen reichen Grafen, abgewiesen hatte, dachte der König bei sich. »Warte nur, ich will dich schon drankriegen! Ist dir ein Graf zu schlecht, so ist dir mein Kammerdiener wohl recht.« Er ließ ihn sogleich zu sich kommen und weihte ihn in seinen Plan ein, und der Bursche war wohl damit zufrieden.

Am nächsten Sonntag hieß der König dem Burschen fürstliche Kleider anlegen, gab ihm ein Dutzend Diener zur Begleitung, ließ seine besten Rappen vor die Staatskutsche spannen und schickte ihn zur Stadt in die Schloßkirche. Dort war die Prinzessin und der ganze Hofstaat schon versammelt, und man sang gerade das erste Lied, als das Portal noch einmal aufging und der fremde Prinz in prächtigem Gewande und mit stattlichem Gefolge in die Halle trat. Alle Blicke wandten sich nach ihnen um, und auch die Prinzessin bewunderte den schönen Prinzen. Sie wandte kein Auge von ihm und hatte nur den einen Wunsch, daß er einmal zu ihr herübersehen und sie mit einem freundlichen Blick grüßen möge. Doch der Prinz beachtete sie gar nicht und verschwand noch ehe der Gottesdienst zu Ende ging, so rasch wie er gekommen war.

Am nächsten Sonntag, als der Köhlerprinz mit noch herrlicheren Gewändern und einem noch zahlreicheren Gefolge die Kirche betrat, sah die Prinzessin sich wiederum fast die Augen aus. Einmal seufzte sie sogar vor Sehnsucht laut auf. Doch der Prinz tat, als sehe und höre er überhaupt nicht und schritt wieder aus der Kirche, bevor der Pfarrer das Amen gesagt hatte. Beim Heimgang sagte die Prinzessin zu ihrer ersten Hofdame: »Hast du den schönen fremden Prinzen gesehen, der heute schon zum zweiten Male in der Kirche war. Er gefällt mir und ich liebe ihn, er und kein anderer soll mein Gemahl werden! Lade ihn am nächsten Sonntag in meinem Namen zu Tisch aufs Schloß. Und daß du mir es ja nicht an Aufmerksamkeiten und Ehren fehlen läßt!«

Die Prinzessin konnte den nächsten Sonntag kaum erwarten, und das Schloß glich die ganze Woche hindurch einem riesigen Bienenkorbe, so krabbelte und summte es drin und drum herum: Da ging es an ein Putzen und Wischen und Scheuern, Mägde und Knechte und Pagen rannten, und Koch und Kellermeister hatten alle Hände voll zu tun. Nun war es Sonntag. Der ganze Hof war in der Kirche versammelt, und – zum dritten Male tat sich die hohe Pforte auf, durch die der Köhlerprinz mit seinem prunkvollen Gefolge einzog. Als er sich aber wieder vorzeitig entfernen wollte, trat die erste Hofdame zierlich vor ihn, entbot ihm den Gruß der Prinzessin und lud ihn zur Mittagstafel aufs Schloß ein. »Wen darf ich meiner hohen Herrin melden?« fragte die Hofdame. »Den Prinzen von Schwarzdorf«, gab der Kohlenbrenner zur Antwort. Die Prinzessin empfing ihn freundlich und ließ sich von ihm zu Tische führen. Die allerfeinsten Speisen wurden aufgetragen und die teuersten Weine eingeschenkt. So etwas hatte der Köhlersohn in seinem Leben noch nie gegessen und getrunken! Und als ihn gar nach dem Essen die schöne Prinzessin in den Garten führte und ihn fragte, ob er ihr Gemahl werden wolle, da wäre er wohl der dümmste Kerl im ganzen Böhmerland gewesen, wenn er nicht von Herzen ja gesagt hätte. Da fand noch am gleichen Tage die Verlobung statt, und am dritten wurde die Hochzeit mit aller Pracht und Herrlichkeit gefeiert.

Ein ganzes Jahr lang lebte er nun schon als Prinz von Böhmen mit seiner Gemahlin im königlichen Schlosse, da erinnerte er sich in seinem Glück endlich auch einmal wieder an seine armen

Eltern. Er sagte darum zu seiner Frau, er müsse seinen kranken Vater besuchen, ließ die Reisekutsche mit Geld und Kostbarkeiten vollpacken und fuhr seiner Wäldlerheimat zu. Als er aber mitten in dem riesengroßen Walde war, überfielen ihn Räuber, nahmen Pferd und Wagen und all sein Geld und Gut an sich und führten ihn in ihre Höhle. Dort lag der Hauptmann schwer krank auf dem Bärenfell und dachte an kein Gesundwerden mehr. So war er milde und mitleidig gestimmt und schenkte dem Prinzen das Leben. Seine schönen Kleider aber ließ er ihm abnehmen, warf ihm dafür ein paar alte Lumpen hin und trieb ihn dann wieder in den finstern Wald hinaus.

Da stand er nun, der Prinzgemahl, und war wieder so arm wie früher. Ja, wenn er seine zerrissenen Schuhe und die Fetzen an seinem Leibe ansah, schämte er sich in den Boden hinein; denn, dachte er: »Wenn ich so zu Hause anklopfe, werden mich Vater und Mutter gewiß für einen Bettler halten, und abweisen.« Und als er sich nach langem Überlegen endlich doch nach Schwarzdorf aufmachte und in sein Vaterhaus eintrat, da erging es ihm beinahe so, wie er vermutet hatte. Als er erzählte, daß er Prinz von Böhmen geworden sei und daß er ihnen einen Wagen voll Silber und Gold habe mitbringen wollen, im dunkeln Wald aber von Räubern überfallen und ausgeplündert worden sei bis auf die paar Fetzen, die er an habe – da sagte der Vater verächtlich: »Du bist mir der rechte Prinz! Man braucht dich ja nur anzusehen! Ein Lump und Lügner und Landstreicher bist du! – Wir kennen dich noch von früher her!« ja, der Alte glaubte sogar, sein Sohn müsse wohl durch sein unordentliches Leben den Verstand verloren haben. Deshalb band er ihn mit einer Eisenkette in der Ecke hinter dem großen Kachelofen fest. Da saß er nun hinterm Ofen, der Köhlerprinz, und konnte über sich und der Welt Lauf nachdenken.

Zur selben Zeit lag die junge Prinzessin im Königsschlosse an einer eigentümlichen Krankheit darnieder. Sie aß und trank nicht mehr, sprach mit keinem Menschen auch nur ein einziges Wort, sondern sah traurig vor sich hin oder weinte sich die Augen wund. Der Kummer um ihren spurlos verschwundenen Prinzen hatte ihr Gemüt krank gemacht. Der König ließ alle berühmten Ärzte kommen, damit sie der Kranken helfen und Tag und Nacht an ihrem Bette wachen sollten. Die Prinzessin aber wollte von

keinem Arzt und keiner Arznei etwas wissen; sie sann und grübelte immerzu nur dem einen Gedanken nach: wie sie am besten unerkannt aus dem Schlosse gelangen und ihren Mann suchen könnte. Und endlich hatte sie auch einen Plan ausgedacht: Eines Abends, als wieder einer ihrer Ärzte ins Zimmer trat, um die Nacht bei ihr zu wachen, bot sie ihm zur Stärkung ein Glas Wein an, in das sie zuvor ein Schlafpulver geschüttet hatte. Über eine kleine Weile war er fest eingeschlafen. Da zog die Prinzessin rasch den schwarzen Gelehrtenmantel an und drückte sich den' großen Doktorhut ins Haar. Dann packte sie ihr Hochzeitskleid in die Reisetasche, füllte sie vollends bis obenan mit Goldstücken und ritt auf ihrem Pferde im Galopp davon, in die Nacht hinein, Schwarzdorf zu.

Als sie aber mitten im finstern Böhmerwalde war, brachen plötzlich die Räuber aus ihrem Versteck hervor, nahmen sie gefangen und führten auch sie in die Höhle. Dort fiel ihr erster Blick auf die kostbaren Kleider, die da in einer Ecke an der Wand hingen. Sie erkannte sofort, daß es die Gewänder des Prinzen waren, ließ sich aber ihre Überraschung und ihren Schrecken nicht anmerken. Der Hauptmann lag noch immer todkrank darnieder, und wie er sah, daß seine Kumpane einen Arzt in die Höhle brachten, bat er den sogleich um Hilfe. Da trat die Prinzessin an sein Lager, fühlte ihm den Puls und sprach mit verstellter Stimme: »Dir kann noch geholfen werden! Ich habe zufällig meine Lebensarznei in der Tasche. Wer davon einen Schluck trinkt, ist Zeit seines Lebens gegen alle Krankheiten gefeit und wird hundert Jahre alt.« Sie setzte dem Kranken die Flasche an den Mund, und der nahm einen tiefen Schluck daraus. Weil aber die andern Räuber auch hundert Jahre alt werden wollten, rissen sie ihrem Hauptmann die Arzneiflasche vom Mund und tranken einer nach dem andern, bis kein Tropfen mehr drin war. Im Augenblick aber lagen alle auf dem Boden der Höhle durcheinander und schnarchten um die Wette – denn sie hatten keine Lebensarznei, sondern -einen schweren Schlaftrunk eingenommen. Nun schnürte die Prinzessin die Kleider ihres Gemahls in ein Bündel zusammen, versteckte sie unter ihrem weiten Doktormantel und ritt so schnell sie nur konnte nach Schwarzdorf.

Dort war aber Kirchweih und das Wirtshaus so überfüllt von Gästen aus nah und fern, daß von der Scheune bis zum Speicher kein leeres Eckchen mehr zu finden war. –»Es tut mir leid, hochgelehrter Herr, daß ich Euch nicht beherbergen kann«, sprach der dicke Wirt; »aber ich will mit meinem Nachbarn, dem alten Köhler, sprechen; er wird Euch gewiß für eine Nacht aufnehmen können.« Der Nachbar sagte auch zu, begrüßte den gelehrten Herrn freundlich und lud ihn ein, am Mahle teilzunehmen. Während sie aßen, seufzte auf einmal jemand in der dunkeln Ecke hinter dem Ofen. Als sich der Doktor umwandte, sagte der Kohlenbrenner: »Seid unbesorgt. Das ist nur mein Sohn, dem spukt's im Kopf, und darum hab' ich ihn dort hinterm Ofen angebunden. Denkt Euch nur, er erzählt, er habe die schöne Prinzessin geheiratet und sei Prinz von Böhmen geworden! Daran seht Ihr schon, daß ihm ein Vögelchen unterm Schopfe pfeift.« – »So, so! Dies ist also mein Prinz von Schwarzdorf!« dachte die Prinzessin im stillen, gab den Köhlersleuten einen Gulden und sprach: »Geht noch ein bißchen auf die Kirchweih und trinkt einen Krug Bier auf meine Gesundheit. Ich muß morgen früh aus den Federn und will darum zeitig zu Bett gehen.« Die beiden alten Leutchen wußten vor Freude nicht, wie sie sich bedanken sollten und trollten sich glücklich zur Tür hinaus.

Sobald die Köhlersleute aus dem Hause waren, zog die Prinzessin ihr Brautkleid an, nahm ein Licht zur Hand und leuchtete in die dunkle Ofenecke. »Schönen guten Abend, mein lieber Prinz von Schwarzdorf!« sprach sie. »So muß ich dich wiederfinden? Das hätte ich mir nie und nimmer träumen lassen!« Als der Köhlerssohn seine Frau erkannte, fing er bitterlich zu weinen an und verbarg vor Scham sein Gesicht in den Händen. Da strich sie ihm liebevoll übers Haar, küßte ihn und sagte: »Ei, so weine doch nicht! Du bist und bleibst doch mein lieber Mann!« Dann machte sie ihn von seinen Ketten los, wusch ihm Gesicht und Hände und half ihm in seine fürstlichen Kleider, die sie aus der Räuberhöhle mitgebracht hatte. »So«, sagte sie, »nun sind wir wieder Prinz und Prinzessin, gehen miteinander auf die Kirchweih und feiern unser Wiedersehen!« – Da nahm der Prinz seine liebe Frau an den Arm, führte sie in den Tanzsaal und zu seinen Eltern und sprach: »Seht ihr nun, daß die schöne Prinzessin meine Frau ist und daß ich Prinz von Böhmen geworden bin?« Da reichte ihm der Vater die Hand zur Versöhnung, und die alte Mutter weinte vor

Glück und Freude. Dann aber griff er in die Geldtasche und warf Hände voll Gold unter die Kirchweihgäste. »Es lebe der Prinz! Es lebe die schöne Prinzessin!« riefen' jung und alt durcheinander und hoben die vollen Gläser, um auf ihre Gesundheit anzustoßen. Als aber die Prinzessin erzählte, wie sie im finstern Wald von Räufern überfallen worden sei und wie sie die Bande mit einem Schlaftrunk unschädlich gemacht habe, da beschlossen die Dorfleute, den Kerlen das Handwerk zu legen sprangen von den Bänken hoch, spannten einen Leiterwagen ein und fuhren im Galopp in den Wald hinaus zur Räuberhöhle. Da lagen noch die Kerle und schnarchten, als wollten sie den ganzen Böhmerwald zu Meilerholz kleinsägen. Im Handumdrehen waren die Spießgesellen aufgeladen und nach Schwarzdorf geschafft. Dort luden die Köhlerburschen die Fracht ab, aber nicht vor dem Wirtshaus, sondern vor dem Diebsturm, aus dem sie nie wieder ans Tageslicht kamen. – Der Köhlerprinz aber beschenkte seine Eltern reichlich, nahm Abschied von ihnen und fuhr mit seiner Gemahlin fröhlich durch den grünen Böhmerwald in die Stadt und vors Schloß. Dort wurden sie vom König herzlich empfangen, lebten bei ihm, bis er starb und wurden zuletzt noch König und Königin des schönen Böhmerlandes.

Der gute schlaue Philipp

Zu den Zeiten, als der Herr noch mit seinen Jüngern in schlichtem Gewand und unerkant auf Erden wandelte, kam er auch einmal mit den Zwölfen in ein kleines Bauerndorf im Allgäu und bat dort bei den reichen Bauern um Nachtherberge. Von allen aber wurden die Bittenden mit allerhand Ausreden und groben Worten abgewiesen. Der Bauer im letzten Hause rief ihnen noch durchs Fenster nach: draußen vor dem Ort in der kleinsten Hütte wohne ein alter Wittiber, der Philipp; der pflege solcherlei Leute, wie sie seien, übernachten zu lassen; den sollten sie einmal fragen. Der alte Philipp kochte gerade für sich das Nachtessen, als die dreizehn vor seiner Hütte ankamen und um ein Nachtquartier fragten. Der Alte lächelte und sagte: »No ja! Das wäre alles schon recht, wenn, ich nur so viel Platz hätte, um euch alle beherbergen zu können. Für sechs Mann könnte es am Ende reichen.« Sie wollten aber alle gerne hierbleiben. »No ja! So schauet in Gottes Namen, wie ihr's mit dem Liegen macht«, meinte Philipp; »ich will mal im Ort drin Stroh betteln, damit ihr's euch auf meinem Stubenboden bequem machen könnt. Will mich auch nach Pferdedecken umschaun, damit ihr was zum Zudecken habt.«

Am andern Morgen stand der gute Philipp früh auf und kochte für seine dreizehn Gäste, soweit sein kleiner Vorrat reichte. Als sie gegessen hatten, wollten sie sich für die freundliche Bewirtung auch erkenntlich zeigen, und also sagte Petrus als ihr Wortführer: »Höre, Philipp! Du darfst drei Wünsche tun; die werden dir in Erfüllung gehen.« – No ja, dachte Philipp bei sich, was soll ich mir jetzt geschwind wünschen? Er hüstelte ein paarmal verlegen und sagte dann: »No ja! So wünsche ich fürs erste, daß ich noch fünfhundert Jahre lang so bleibe, wie ich jetzt gerade bin; fürs zweite, daß mein Birnbaum vor dem Haus allzeit Birnen trägt und daß jeder, der auf ihn steigt, nicht wieder herunter kann, ehe ich's ihn heiße, und zum dritten, daß der, der ohne meinen Willen in meinen Altvatersessel dort am Ofen sitzt, sich nicht mehr daraus erheben kann.« – »Soll geschehen!« sagte der Herr und wanderte mit seinen Zwölfen weiter.

Als die fünfhundert Jahre um waren, kam der Tod zu Philipp. Es war Herbst und Philipp wollte eben die Birnen schütteln. Der Tod sagte: »Höre, Philipp! Die fünfhundert Jahre sind jetzt um und nun heißt's für dich: mit mir gehen!« – »No ja! Ei, ei! Schon?« erwiderte Philipp aufgeräumt. »Ich sollte doch noch vorher meine Birnen schütteln.« – »Gut!« sagte der Tod. »Aber du machst mir zu langsam, alter Freund! Ich will für dich auf den Baum steigen und die Birnen schütteln, damit wir schneller fertig werden.« Der Philipp ließ es zu. Stieg also der Tod auf den Birnbaum und schüttelte nach Kräften; und Philipp las die Birnen auf und trug sie ins Haus. Hernach wollte der Knochenmann wieder vom Baum heruntersteigen; er brachte es aber nicht fertig, so sehr er sich auch abmühte. Da bat er den Philipp um Hilfe. Philipp aber sagte seelenruhig: »No ja ... Ich hab' dich nicht hinaufklettern heißen. Also bleib, wo du bist!« Der Tod bettelte und flehte, er möge ihn doch wieder herabsteigen lassen. Endlich sagte Philipp: »No ja! Gut, ich will's tun, wenn du dich nicht eher bei mir blicken läßt, als bis wieder fünfhundert Jahre vergangen sind!« Was konnte der Tod auf dem Birnbaum anders tun, als ja sagen? Er mußte dem Philipp sein Wort geben und weiter ziehen. Der alte Philipp aber lebte weiterhin glücklich und zufrieden in seiner kleinen Hütte und begnügte sich mit den Birnen, die ihm der Baum in seinem Garten trug.

Auch die zweiten fünfhundert Jahre gingen herum. Da stellte sich eines Morgens der Tod wieder ein und sprach: »So, Philipp, diesmal erwischst du mich nicht! Mach dich bereit!« – »Noja, wird nicht so pressieren, Meister Tod«, meinte er. »Laß mich noch den Bart schaben, dann wollen wir gehen.« Der Tod sagte: »Meinetwegen«, und setzte sich aus Langerweile in den Ohrenstuhl am Ofen. Weil ihm aber der Philipp gar zu lang brauchte, wollte er ihn ohne viel Federlesen am Arm packen und mitnehmen. Doch, o weh! – Er vermochte sich nicht aus dem Sessel zu erheben, und wenn er sich auch noch so sehr anstrengte. Er flehte den Philipp an, er solle ihn doch aus dem Sessel befreien. Der aber sagte: »No ja! Das will ich tun, wenn du dich abermals nicht eher bei mir blicken läßt, als bis fünfhundert Jahre vergangen sind.« Und der Tod mußte noch einmal fünfhundert Jahre dreingeben!

Als aber die um waren, half dem schlaunen Philipp keine List mehr, und er ging willig mit dem Tod in die Ewigkeit. »No ja, führe mich zuerst in die Hölle«, sagte er; »Will doch auch sehen, wie's da zugeht.« Als sie vor dem Höllentor ankamen, schrien die Teufel: »Heio! Tod! Was bringst du uns denn da für einen Kerl?« – »Ei«, entgegnete der unwirsch, »fragt ihn doch selber; er ist alt genug zum Schwätzen!« Da fragten die Teufel den Philipp, wer er sei. »No ja, wer ich bin?« sagte der Philipp. »Ein Spieler und Säufer.« Da stimmten die Teufel ein gewaltiges Gelächter an, und ihr Oberster fragte ihn: »Hör', Alter, hast du keine Würfel bei dir?« – »O ja!« sagte Philipp, »was gilt's?« – »Eine arme Seele«, lachte der Teufelober, rüttelte den Knöchelbecher und warf. Philipp warf nach und hatte ein Auge mehr. »No ja! Das wär' mal *eine* Seele!« schmunzelte Philipp, ging in die Höllenküche hinein und suchte sich eine Seele aus. Wie staunte er aber, als er mitten drin im größten Haufen sein Weib erblickte! »Du Geizteufel du!« rief er ärgerlich. »Hab' ich's nicht immer gesagt, du werdest einmal da hereinkommen? Aber da du nun schon einmal mein Weib bist, will ich mich deiner annehmen.« Faßte sie bei der Hand und nahm sie mit sich. Als Philipp wieder zu den Teufeln hinauskam, fing ihr Oberster aufs neue mit ihm zu würfeln an und verlor nacheinander zwölf Seelen. Da wurde er fuchsteufelswild und schrie: »So, du Kerle! Meinst du, du dürfest mir die ganze Hölle ausräubern?!«, sprang in die Hölle und schlug das Tor zu.

Nun ging der Tod mit Philipp und seinen zwölf gewonnenen Seelen weiter, dem Himmel zu. Dort klopfte Meister Philipp an. Petrus öffnete ein wenig die Tür, schaute heraus und fragte nach seinem Begehre. »No ja! Ich wollte nur gern mit meinen Reisegesellen in den Himmel«, antwortete Philipp. Petrus schaute den stattlichen Zug, der da hinter dem Philipp vor der Himmelstür draußen stand, gar verwundert an und sprach: »Sapperlott! Das sind halt viel auf einmal!« – »No ja«, sagte Philipp, »weißt du nicht mehr, daß ihr auch so viel gewesen seid, als ihr damals zu mir kamt? Hab' euch seinerzeit auch in mein Haus gelassen und hat viel weniger Platz gehabt als der Himmel da oben.« – »Potz Kuckuck!« rief da Petrus voller Freude, »so, Ihr seid's, alter Philipp? Nur alle hereinspaziert!« Und so sind der Philipp und seine Zwölfe allesamt in den Himmel gekommen.

Hans holt sich eine Frau

Es waren einmal drei Brüder. Die zwei älteren waren ordentliche und kluge Burschen und hatten beide ein Handwerk erlernt; der jüngste aber, der Hans, war so dumm wie Bohnenstroh und zu nichts zu gebrauchen. Er lümmelte vom Morgen bis zum Abend nur im Hause herum und aß rein aus Langerweile jeden Tag einen Brotlaib auf, ganz zu schweigen von den vollen Tellern, die er zu Mittag verschlang. Aber man ließ den Hans ohne viel Aufhebens eben machen; denn er war doch ein gutmütiger Kerl. Als nun die beiden älteren ihre Gesellenzeit hinter sich hatten und Meister geworden waren, wollten sie heiraten und sich in der Fremde eine Frau suchen. Da sagte die Mutter: »Nehmt nur auch gleich den Hans mit, denn allein kommt der doch nie zu einem Weib.« Die Brüder hatten aber keine Lust, den dummen Hans auf die Reise mitzunehmen. Weil's die Mutter aber unbedingt haben wollte, ließen sie ihn endlich doch mitgehen. Sie verlangten aber, daß er ihnen überall und immer folgen müsse. Ja, das wolle er ganz gewiß tun, versprach Hans.

Nachdem sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie in ein Dorf und wollten dort im Wirtshaus einkehren, weil sie wußten, daß der Wirt eine hübsche heiratsfähige Tochter hatte. Ehe sie eintraten, sagte darum der Älteste zu Hans: »Mach uns da drin ja keine Schande! Und iß nicht so viel wie zu Hause! Wenn ich an den Tischfuß klopfe, so ist dies das Zeichen, daß du aufhören sollst! Verstanden?« – »Ja«, sagte Hans, »ich will gut achtgeben und mich danach richten.«

Als sie nun in der Wirtsstube beim Essen saßen und Hans die Linsensuppe sich schmecken ließ, schlug der Hund, der unter den Tisch gekrochen war, mit dem Schwanz an einen der Tischfüße. Da meinte Hans, sein Bruder habe ihm das verabredete Zeichen gegeben, legte den Löffel weg und aß keinen Schub mehr, so sehr auch die Wirtin und ihre Tochter ihn dazu nötigten. Auch seine Brüder forderten ihn auf, er solle doch noch mehr essen. Aber Hans meinte, sie sagten nur so, damit die Wirtin nichts von dem geheimen Zeichen merken solle. Er hatte aber wahrhaftig so wenig gegessen, daß ihm der Magen wie ein zorniger Hund knurrte. Und das wurde von Stunde zu Stunde schlimmer. Seine

Brüder schwatzten und schäkerten mit dem Mädchen, und ihm wurde allmählich ganz schummerig vor den Augen. Als sie endlich gute Nacht gesagt hatten und in ihre Schlafkammer hinaufstiegen, sagte Hans: »Brüder, ich halte es nicht mehr aus vor Hunger; ich muß noch etwas zu essen haben.« Da lachten sie und verspotteten ihn dazuhin noch, weil er sich von dem Hund hatte täuschen lassen. Wenn er's aber gar nicht mehr aushalten könne vor Hunger, sagten sie, so solle er in die Küche gehen, dort stehe noch eine ganze Schüssel voll Linsen. Da ging Hans in die Küche hinunter, fand auch richtig die Linsenschüssel und aß sie mit der Hand rein aus. Dann kam er zu seinen Brüdern zurück und wollte sich am Bettuch die Hände und den Mund abwischen. »Du Igel! Was fällt dir denn ein? Geh erst an den Brunnen und wasche dich!« sagten sie. Da ging Hans in den Hof und fand am Brunnen einen Krug, der mit Wasser gefüllt war. Er steckte eine Hand hinein und spülte sie darin ab. Weil er sie aber zur Faust geballt hatte, konnte er sie nicht mehr herausbringen; kam deshalb mitsamt dem Krug zu den Brüdern gelaufen und klagte seine Not. »O du ewige Einfalt!« sagten sie; »so zerschlag ihn doch am Brunnen, dann wirst du deine Hand schon wieder herausbringen!« Hans tat, wie sie ihm befohlen; ging abermals zum Brunnen und schlug den Krug an den Steintrog, daß die Scherben klirrten. Da kam die schöne Wirtstochter aus dem Hause gelaufen, um zu sehen, was geschehen war. Hans aber nicht faul, faßte sie mit seinen starken Armen und trug sie schnell fort, zum Dorf hinaus, sie mochte schreien und sich wehren so sehr sie auch wollte.

Als er zu Hause ankam, trat er in die Stube und sagte: »Mutter, da hab' ich eine Frau!« Da konnte sich die Mutter über ihren Hans und seine schöne Braut nicht genug wundern. Dann stieg Hans zu seiner Schlafkammer hinauf, und das Mädchen mußte mit ihm gehen und sich neben ihn legen. Er schnarchte aber so schrecklich, daß der Armen angst und bange wurde, und sie dachte: »Ach, wär' ich nur schon wieder aus dem Haus und bei meiner Mutter! Wie mach' ich's nur, daß ich von hier fortkomme?« Endlich, als auch die alte Mutter fest schlief, stand sie leise auf und schlich sich aus der Kammer. Sie suchte durch die Scheune und den Stall aus dem Hause zu kommen. Erst aber band sie die Ziege los, führte sie in die Kammer und legte sie neben den schnarchenden Hans ins Bett. Dann machte sie, daß sie fortkam.

Als die Mutter früh am andern Morgen aufwachte, rief sie: »Hans! Lieber Hans! Bist du schon wach?« Hans rieb sich die verschlafenen Augen und sagte: »Jaaa, Mutter.« – »Hast du auch deine Frau noch?« – »Ich will mal fühlen!« sagte er und langte zur Seite. »ja, Mutter, ich hab' sie noch! Da liegt sie neben mir. Aber ... aber sie ist voller rauher Haare!« – »Ach, du Narr!«, rief die Mutter, »das kommt dir nur so vor!« – »Nein, Mutter«, sagte Hans, »ich habe noch einmal gefühlt; sie ist über und über voller Zotteln!« – »Ach, Hans, du bist nicht recht gescheit! Fühl' nur auch recht!« entgegnete die Mutter. Da fühlte Hans noch einmal und sagte: »Ach, liebe Mutter, sie hat auch ein Horn!« – »Um Gottes willen!« rief da die Mutter. »Es wird doch nicht der Teufel sein!« – »Ach, Mutter, sie hat sogar zwei Hörner!« jammerte Hans und war ganz ratlos und verzweifelt. Da stand die Mutter auf, zündete ein Licht an und ging zu Hans in die Kammer. Da sah sie, daß es die Ziege war, die neben Hans im Bett lag, nahm sie am Halsband und führte sie wieder in den Stall hinunter. Hans aber sagte, er wolle sich's zur Warnung dienen lassen und es kein zweites Mal versuchen, sich eine Frau zu holen, wenn ihm schon die erste gleich wieder davongelaufen sei.

Die Prinzessin und die Nixe

Es war einmal eine Königin, die wohnte in einem herrlichen Schloß inmitten eines großen, schönen Parkes. Darin ging sie jeden Tag zu ihrer Freude und Erholung eine Stunde spazieren. Am liebsten aber hielt sie sich an dem blauen See auf, der hinter Wald und Weidengebüsch versteckt lag. Vom klaren Seegrund herauf hatte die Nixe ihr schon manchmal heimlich zugesehen und die schöne Menschenfrau liebgewonnen, und als nun die Königin eines Tages wieder am Ufer saß, tauchte die Wasserfrau auf, setzte sich zu ihr und unterhielt sich freundlich mit, ihr. Sie trafen sich nun öfters an diesem Ort und wurden zuletzt so vertraut miteinander, daß die Nixe bat, sie möchte einmal Patin bei ihrem ersten Töchterchen werden. Die Königin nahm dieses Anerbieten dankbar an, und als sie nicht lange danach ein Mädchen gebar, lud sie die Nixe herzlich zum Tauffest ein. Als der Tag da war, und die Königin alles gerichtet hatte, ging die Tür auf und die Nixe trat herein. Ihr Gesicht war so weiß und rein wie das der Wasserlilie, und ein zarter, silbergrauer Schleier umhüllte ihre Gestalt. Sie hielt das Kind zur Taufe, legte ihm als Patengeschenk drei kleine Vogeleier in die Wiege und sprach: »Bewahrt sie immer gut auf; sie könnten dem Kinde einmal nützlich werden!« Dann verschwand sie vor aller Augen wie ein leichter Nebelhauch. Die kleine Prinzessin war noch keine zwei Jahre alt, da starb die Mutter am bösen Fieber, und der König nahm bald darauf eine andere Frau. Die Stiefmutter aber konnte das Kind der Verstorbenen nicht leiden, bekümmerte sich nicht viel darum und überließ es Tag und Nacht einer Amme. Das Mädchen ging oft mit der kleinen Prinzessin im Park spazieren und ließ sie manchmal stundenlang ganz allein in der Nähe des Sees spielen. Da kam jedesmal die Nixe ans Ufer gestiegen, hütete sorgsam ihr Patenkind und erzählte ihm allerlei schöne und lustige Geschichten. Als die junge Königstochter herangewachsen war, geschah eines Tages ein schreckliches Unglück: Während ein Gewitter über das Land niederging, fuhr der Blitz in das Haus, tötete den König und legte das ganze Schloß in Schutt und Asche. Zum Glück hatte die Prinzessin die drei Vogeleier gerettet. Mit ihnen eilte sie nun in ihrer großen Not hinaus an den See, rief

der Patin und erzählte ihr von dem Unglück, das geschehen war. Aber die Nixe tröstete sie: »Solange du die drei Vogeleier verwahrst, bist du immer noch reich genug! Sie bergen drei Wünsche, die dir, sobald du sie aussprichst, in Erfüllung gehen. Doch verschwende sie nicht leichtfertig, sondern bewahre dir den letzten für den Notfall auf!« Die Prinzessin bedankte sich herzlich bei der guten Patin und versprach, ihren Rat wohl zu beachten. »Und nun gehe durch diesen Wald«, sprach die Nixe. »Du wirst bald zu einem schönen Schlosse kommen. Da gehe hinein und verdinge dich als Magd; es wird dein Schaden nicht sein.« Nun wanderte die Königstochter mutterseelenallein in den großen, dunkeln Wald. Einen Tag lang war sie schon unterwegs, da begegnete sie einem einfachen Bauernmädchen. Und weil sie in Sorge war, daß man sie im Schlosse an ihren vornehmen Kleidern erkennen könnte und darum nicht zur Magd nehmen würde, fragte sie das Mädchen, ob es nicht Lust habe, seine Bauernkleider gegen die ihrigen einzutauschen. »Ei, warum nicht, liebes Fräulein!« antwortete das Bauernmädchen, und tauschte ihr graues Werktagskleid gegen das schöne seidene Gewand der Königstochter. »Nun wird mich niemand erkennen«, dachte die Prinzessin bei sich, und wanderte weiter durch den großen Wald, bis sie endlich zu dem Schlosse kam, dem sie schon von außen ansah, daß darin ein König wohnen mußte. Sie trat ein und fragte, ob man keine Magd brauche. O ja, man könne schon eine brauchen, hieß es. Weil sie aber gar zu jung und zart aussah, wollte man sie erst nicht nehmen. Sie aber gab nicht nach, verlangte nur geringen Lohn und versprach, alle Arbeiten in Haus und Hof zu tun. Da durfte sie endlich bleiben und mußte mit ihren feinen weißen Händen die härteste Arbeit verrichten, so daß sie davon bald ganz rauh und sonngebräunt wurden. Aber sie schaffte willig und fleißig und war stets freundlich gegen jedermann. Und so hatte sie es auch gut im Schloß, und ehe sie sich's recht versah, waren sieben Jahre dahingegangen. Da gedachte der junge Sohn des Königs sich zu verheiraten, und um sich die schönste Frau aussuchen zu können, veranstaltete er ein großes Fest, zu dem alle adeligen und vornehmen Töchter des Landes eingeladen wurden. Wie nun die Gäste nacheinander in prächtigen Kleidern im Schlosse eintrafen, dachte die Prinzessin, die in der Küche drunten ihre geringen Magddienste tat: »Es wäre doch schön, wenn ich auch in dem herrlich geschmückten Saal

beim Tanze sein könnte.« Traurig saß sie in der Ecke neben dem Herde und sann vor sich hin. Da fielen ihr plötzlich die drei Wunscheier ein, und weil sie ihrem Verlangen gar nicht widerstehen konnte, schlich sie heimlich in ihre Kammer hinauf, wusch und kämmte sich und wünschte dann ein silbernes Kleid mit allem Schmuck, der dazugehörte. Im Augenblick lag alles auf dem Stuhle und war schöner, als sie es sich je hätte träumen lassen. Fröhlich zog sie es an, beschaute sich erst noch einmal im Spiegel und eilte dann in den Saal. Das schöne unbekannte Fräulein gefiel dem Königssohn so gut, daß er sich den ganzen Abend am liebsten mit ihr unterhielt und auch am meisten mit ihr tanzte. Während er aber wieder einmal eines der adeligen Fräulein zum Tanze führte, schlich sie heimlich aus dem Saal und in ihre Schlafkammer. Dort versteckte sie das prächtige Kleid unter dem Bett, zog wieder ihr schlichtes, graues Kleid an und tat ihre Arbeit wie zuvor. Nach vier Wochen gab der Königssohn wiederum ein Fest, und wie die Mägde einander erzählten, wollte er sich an diesem Abend seine zukünftige Frau aussuchen. Als es dunkel wurde, eilte die Prinzessin in ihre Kammer und tat den zweiten Wunsch. Diesmal wünschte sie sich ein Kleid aus Gold, goldene Schuhe und einen Schmuck aus den allerkostbarsten Diamanten. Im Augenblick lag alles auf dem Stuhle, sie zog es an und trat in den festlich beleuchteten Saal. Da staunten die Damen und Herren noch viel mehr als das erstemal über das wunderschöne fremde Fräulein; am meisten aber der junge Königssohn selber. Der wich den ganzen Abend nicht mehr von ihrer Seite und gestand ihr am Ende, daß er sie lieber habe als alles auf der Welt. Und wenn auch sie ihn liebhaben könne, so wolle er heute noch mit ihr Verlobung feiern. Sie aber antwortete: Das wäre alles recht und gut, doch sie fürchte, daß ihn sein Wort gereuen werde, wenn er erfahre, wer sie sei. – »Nein! Und tausendmal nein!« sprach da der Prinz. »Mögest du auch sein, wer du willst: ich habe niemand so lieb wie dich und kann ohne dich nicht mehr leben!« Da sagte sie endlich ja und dankte ihm mit einem Kuß für den Ring, den er ihr zum Zeichen des Verlöbnisses an den Finger steckte. Weil er sie aber so sehr liebte, wollte er sie so bald wie möglich für immer bei sich haben und sprach: »In vier Wochen soll die Hochzeit sein! Da werde ich dich mit vier schneeweißen Schimmeln in meiner goldenen Kutsche abholen! Darum sage mir, wo du wohnst und wie deines

Vaters Burg heißt.« – »Ach«, sagte sie, »laß mich so wie bisher unerkant und zu Fuß aufs Schloß kommen. Wenn wir uns dann zum dritten Male wiedersehen, sollst du alles erfahren.« Dann verließ sie den Saal, ging heimlich in ihre Kammer, bewahrte das kostbare Gewand gut auf und zog wieder ihr einfaches Küchenkleid an. Wie im Fluge gingen die Wochen vorbei, und ehe die Prinzessin es recht bedacht, war der Hochzeitstag da. Sie hätte sich eigentlich von Herzen darüber freuen müssen; doch im Gegenteil: sie wurde traurig und verzagt, denn ihr fiel mit einemmal ein, daß sie das dritte und letzte Wunschelein brauchte, wenn sie in einem weißen Kleide, so wie es Sitte war, zum Hochzeitsfest erscheinen wollte. Was sie aber ihrer Patin, der guten Nixe, beim Abschied versprochen, das wollte sie halten: der letzte Wunsch sollte aufbewahrt bleiben für den Fall der höchsten Not, aus der es keine andere Rettung mehr gab. So legte sie also das Wunschei in das silberne Döschen zurück und blieb als schlichte Magd in der Küche, obgleich sie als Königsbraut im Saale hätte prunken können. Dort aber stand der Bräutigam und wartete und wartete Stunde um Stunde und wurde immer trauriger und unglücklicher., weil seine liebe Braut nicht kam. Und als die ganze Nacht und auch noch der andere Tag und der übernächste vorüberging, ohne daß sie erschienen war, dachte der Königssohn, seine Braut sei gestorben und auf immer von ihm gegangen. Da wurde er krank aus Kummer und Herzensnot, lag in schwerem Fieber, und kein Arzt konnte ihm helfen. Davon hörte auch die Prinzessin in der Küche. Jetzt machte sie sich bittere Vorwürfe, daß sie den letzten Wunsch zurückbehalten hatte und nicht zur Hochzeit erschienen war. Nun lag der arme Prinz zum Tode krank darnieder, und sie allein trug die Schuld daran. Und, sie liebte ihn doch so sehr. Tag und Nacht dachte sie nur an ihn, weinte und sann darüber nach, wie sie ihm helfen und sich ihm zu erkennen geben könnte. Da fiel ihr das aufbewahrte letzte Wunschei ein, und sogleich war sie wieder froh und voll Glück und Zuversicht. Sie nahm es behutsam aus dem Döschen und sprach: »Ich möchte dem Königssöhn, meinem Liebsten, helfen!« Dann bereitete sie eine schmackhafte Suppe, goß sie in eine silberne Schüssel und warf ihren Brautring hinein. Ungesehen stieg sie die Treppe empor, klopfte an die Türe zum Krankenzimmer und trat leise ein. – »Was bringst du mir da?« fragte mit matter Stimme der Königssohn. »Eßt diese Suppe, lieber Prinz. Sie wird Euch gut

tun«, sagte sie liebevoll. Und obwohl er zuerst müde und abweisend den Kopf schüttelte, versuchte er sie zuletzt doch, erst einen Löffel voll und dann noch einen, und allmählich schmeckte ihm die Suppe so gut, daß er die Schüssel ganz ausaß. Da sah er auf ihrem Grunde den Ring liegen, den er einst seiner Braut geschenkt hatte. »Wo ist sie, die den Ring in diese Schüssel warf? Gehe, Mädchen, und suche sie und führe sie eilends zu mir. Ich will es dir reichlich lohnen!« – Froh eilte die Prinzessin in ihre Kammer, legte das goldene Kleid und den kostbaren Schmuck an und trat so vor das Bett des Kranken. Da erkannte der Prinz seine Braut, umarmte und küßte sie und fühlte sich im Augenblick gesund. Die Braut aber sprach und spielte dabei ein wenig die Erzürnte: »Hast mich beim Tanze damals so oft und lange angesehen und mich doch nicht erkannt und geliebt, als ich im schlichten Magdkleide vor dir stand! Habe ich nicht recht gehabt, als ich dir sagte, du würdest mich nicht zur Frau nehmen, wenn du wüßtest, wer ich sei? Soll eine Königstochter nicht auch einmal im grauen Kleide gehen und Magddienste tun?« Da schloß er ihr den Mund mit einem Kusse und bat sie tausendmal um Verzeihung, und nach sieben Tagen hielten sie Hochzeit und waren ihr Leben lang das glücklichste Königspaar, von dem uns seit uralten Zeiten das Märchen zu erzählen weiß.

Hui, in meinen Sack!

Ein armer Handwerksgeselle war schon lange auf der Wanderschaft und hatte nur noch drei Kreuzer in der Tasche. Während er so dahinschritt, vertrieb er sich ein wenig die Zeit, indem er die Kupfervögel gegeneinander klimpern ließ und im Takt dazu ein Liedlein piff. Dabei dachte er: »Was soll ich wohl mit ihnen anfangen? Große Sprünge kann ich nicht mit ihnen tun. Ich will mir dafür im nächsten Ort ein Päckchen Tabak kaufen, das ist das Beste; denn Rauchen vertreibt die Langeweile und den Hunger.« – Er konnte in der Ferne schon die ersten roten Dächer zwischen den Obstbäumen leuchten sehen, da begegnete ihm ein anderer Handwerksbursche und bat ihn um eine kleine Gabe. »Du hast Glück, Kamerad«, sagte er und gab ihm einen Kreuzer. Über eine kleine Weile kam ein zweiter daher und sprach ihn auch um eine Gabe an. – »Du hast mehr als Glück, Bruder«, sagte er und drückte ihm den zweiten Kreuzer in die Hand. Es dauerte aber nicht lange, da begegnete ihm noch ein dritter und bat ihn um einen Zehrpennig. Da holte der arme Handwerksbursche den letzten Kreuzer aus seiner Tasche, ließ ihn in der offenen Hand blinken und sagte: »Du bist wahrhaftig ein Sonntagskind! Sieh her, das ist alles, was ich noch habe. Aber sei's drum; da hast du ihn.« – Dieser dritte Bettler war aber niemand anders als Gott selbst, und er sagte zu dem freigebigen Handwerksburschen: »Zum Dank für deine Gabe will ich dir drei Wünsche gewähren; sag, was du wünschest und überlege es dir gut.« Da dachte der Handwerksbursche eine Weile nach und sagte: »So wünsch' ich zum ersten, daß mir der Tabak nie ausgeht und gleich von selbst brennt, sobald ich die Pfeife in den Mund nehme. Zum andern wünsche ich, daß alles in meinen Sack fahren muß, wenn ich rufe: ‚Hui, in meinen Sack!‘ Mein dritter Wunsch aber ist ein hohes und geruhames Alter.« – »Es soll dir alles gewährt werden«, sagte Gott, verabschiedete sich und ging weiter.

Der Handwerksbursche nahm gleich sein Haselholzpfeifchen aus der Tasche, steckte es in den Mund und fing an zu ziehen. Da glühte und dampfte es, daß es eine Lust war, und wie oft und wie lange er auch rauchte, der Tabak ging ihm nie aus. Am Abend kam er in eine Stadt, suchte ein gutes Wirtshaus und aß und

trank, was ihm schmeckte. Am Nebentisch säßen reiche Kaufleute. Als sie ihre Zeche bezahlten und so verlockend blanke Goldstücke wechseln ließen, dachte der Handwerksbursche: »Du solltest doch einmal deinen Sack probieren!« und sprach leise vor sich hin: »Hui, in meinen Sack!« Im selben Augenblick spürte er auch schon, daß sein Sack schwerer geworden war. »Jetzt ist's gut! Jetzt bist du ein gemachter Mann!« dachte er und piffte sich eins. Die Kaufleute aber merkten nicht, was geschehen war. Auf diese Weise verschaffte sich der Handwerksbursche Geld, sooft es ihm ausging, und zog mit seiner qualmenden Tabakspfeife im Mund vergnügt durch die Welt.

Eines Tages, als er sich rechtschaffen müde gelaufen hatte, kam er noch spät in ein kleines Dorf und wollte im einzigen Wirtshaus übernachten. Doch alle Zimmer waren schon von Fremden besetzt. »Ach, ich bin so todmüde. Seid so gut, Herr Wirt, und beherbergt mich diese Nacht; ich will es Euch gut lohnen«, bat der Handwerksbursche. Der Wirt aber sagte: »Es ist unmöglich. Ich wüßte im ganzen Haus kein Plätzchen, wo ich Euch hinlegen sollte. *Einen* Platz, ja, den hätte ich noch für Euch, drüben in dem alten Schloß, das ich vom Grafen gekauft habe; aber darin kann niemand übernachten.« – »Warum nicht?« fragte der Handwerksbursche. – »Weil keiner, der es am Abend betritt, am andern Morgen wieder daraus hervorkommt!« – »Oh«, sagte da lächelnd der Bursche, »laßt mich nur hinein; mir wird nichts geschehen.« – »Wenn Ihr meint; ich halt' Euch nicht und wünsch' Euch für die Nacht alles Gute«, sagte der Wirt und gab ihm den Schlüssel zum Schloß. Der Bursche trat ohne Furcht ein, suchte sich das beste Zimmer aus, riegelte die Türe zu, legte sich ins Bett und schlief ein. Plötzlich, die Uhr schlug gerade Mitternacht, erwachte er: Ganz deutlich pochte es an die Tür. »Wer da?« fragte er; aber er bekam keine Antwort. Es klopfte nur um so heftiger draußen. Endlich sprang die Tür krachend auf und ein schreckliches Gespenst trat herein, kam mit gefletschten Zähnen auf ihn zu und wollte ihn zerreißen. Doch der Handwerksbursche war schnell besonnen, rief nur: »Hui, in meinen Sack!« – und schon saß das Gespenst mucksmäuschenstill in dem Sack und konnte nicht mehr heraus. Nun legte er sich wieder aufs Ohr und schlief ruhig bis zum andern Morgen. Sobald er aber wach war und sich angezogen hatte, nahm er seinen Knotenstock und schlug damit so lange auf den Sack los, bis sich nichts mehr darin

rührte. »So, magst du meinethalben gewesen sein, wer du willst, – genug hast du auf jeden Fall!« sagte der Bursche und warf den Sack mitten hinein in den Schloßteich. Seit dieser Nacht hat sich das Gespenst in dem alten Schloß nicht wieder sehen lassen. Zum Dank dafür durfte der Handwerksbursche bei dem Wirt bleiben und hatte es sein Leben lang vollends gut bei ihm, und so ist ihm also auch sein dritter Wunsch in Erfüllung gegangen.

Die drei Schwäne

Einem Jäger war ein Jahr nach der Hochzeit seine junge Frau gestorben, und darüber war er nun sehr betrübt. Wenn er so einsam durch Stube, Kammer und Küche ging, meinte er immer, daß ihm seine liebe Frau begegnen müßte, und weil er sie auf diese Weise Tag und Nacht nicht mehr aus seinen Gedanken verlor, hielt er es im Hause nicht mehr aus und streifte oft tagelang draußen im Walde umher. Er wußte wohl, daß er nicht allein bleiben konnte, sondern wieder heiraten mußte; aber er sorgte sich ab und zweifelte daran, ob er noch einmal eine Frau finden werde, die er ebenso lieb haben könne wie seine erste.

Als er eines Tages wieder so in Gedanken dahin ging und immer tiefer in den dunkeln Wald hineingeriet, kam er endlich zu einer kleinen, strohgedeckten Hütte. Er trat ein und fand darin einen alten Mann, der über ein Buch gebeugt am Tische saß und las. Der Alte begrüßte ihn freundlich und fragte, was ihn hierher in seine Waldhütte führe. Da klagte ihm der Jäger sein Leid: daß er seine Frau verloren habe und nun so einsam lebe und nicht wisse, ob er noch einmal glücklich sein werde. »Aus dieser Not wird dir wohl zu helfen sein«, sagte der Greis. »Über eine kleine Weile werden drei weiße Schwäne geflogen kommen und sich in der Nähe der Hütte niederlassen. Betrachte sie dir genau! Sie werden dann zum Weiher fliegen und, ehe sie ins Wasser gehen, ihre Federkleider ausziehen und ans Ufer legen. Sobald sie draußen auf dem See schwimmen, mußt du dich heimlich heran machen und unbemerkt eines der Schwanenkleider nehmen und damit hierherkommen.«

Kaum hatte der Alte dies gesagt, kamen drei schneeweiße Schwäne dahergerauscht, ruhten eine Weile aus und flogen dann weiter zu dem benachbarten Weiher. Als sie aber ihre Federkleider abgelegt hatten, waren sie in drei wunderschöne Jungfrauen verwandelt, stiegen ins Wasser und schwammen weit hinaus in den See. Da schlich der Jäger hin, nahm heimlich das Kleid des einen Schwans und brachte es dem Alten in die Hütte. Unterdessen waren die drei Schwanenjungfrauen wieder ans Ufer gestiegen. Aber nur noch zwei fanden ihre Federgewänder und konnten sich wieder in Schwäne zurückverwandeln; die dritte aber

mußte zur Waldhütte und dem Jäger, der ihr Kleid an sich genommen hatte, in sein Haus folgen. Dort gefiel es ihr recht wohl, sie blieb bei ihm und wurde bald seine liebe Frau.

Ehe der Jäger aber damals von dem alten Mann in der Waldhütte Abschied nahm, hatte der ihn gemahnt, das Schwanenkleid gut zu verstecken. »Das wird mein erstes sein, wenn wir nach Hause kommen, und ich will's so gut verwahren, daß keines Menschen Auge es entdecken wird!« hatte der Jäger geantwortet. Nun lebte er schon viele Jahre lang froh und glücklich mit seiner Frau und den drei Kindern, die sie ihm schenkte. Eines Morgens aber, als er wie immer in den Wald ging, hatte er unbedachterweise den Schlüssel in der Truhe steckenlassen, darin das Schwanenkleid verborgen lag. Dort fand es sein Weib, das schon oft Janach gesucht hatte, gedachte der Zeit mit den Schwestern, zog das Gefieder an und flog als Schwan davon, weit fort über den großen Wald. Als der Mann am Abend heimkam, war seine Frau verschwunden. Er mochte suchen und rufen, solange er wollte, sie war nirgends aufzufinden, und auch die Kinder wußten nicht, wohin ihre Mutter gegangen war.

Da begab sich der Jäger wieder in den fernen Wald zu dem alten Mann und klagte ihm sein Unglück. »Du hast das Schwanenkleid nicht gut verwahrt«, sagte der Greis; »sie hat es gefunden und ist damit fortgeflogen.«

»Ach!« fragte der Jäger traurig, »ist es denn gar nicht mehr möglich, daß ich sie wieder bekomme?« – »Möglich ist es wohl«, sprach da der Alte, »aber jetzt ist es gefährlich, sie zu erlangen; es kann dir leicht das Leben kosten!« – »Was gilt mir mein Leben ohne meine liebe Frau!« sagte der Jäger. – »Gut«, sprach darauf der Greis, »so will ich dir meine Hilfe nicht versagen: du mußt zuerst versuchen, in das Schloß zu gelangen, in dem deine Frau jetzt wohnt. Das wird am besten so gehen: Sie hat im Stalle ein paar Esel, die jeden Tag in der Mühle im Tal drunten Mehl holen. Geh also zu dem Müller und bitte ihn, dich in einen Mehlsack zu stecken und den dann einem der Esel aufzuladen. Bist du einmal im Schloß, so ist das Größte gewonnen; das Weitere wirst du dann schon von deiner Frau erfahren.«

Der Jäger dankte dem alten Mann von Herzen und begab sich darauf in die Mühle. Für ein gutes Trinkgeld steckte ihn der Müller

gern in einen Mehlsack und so gelangte er nun auf dem Rücken eines Esels wohlbehalten in den Burghof hinauf. Dort stellte der Knecht den Sack in eine Ecke nahe beim Eingang zum Schloßgebäude. Als es dämmerte und im Hof immer ruhiger wurde, dachte der Jäger, er werde nun unbemerkt aus dem Sack schlüpfen können. Kroch also leise und vorsichtig daraus hervor und – seiner Frau geradeswegs vor die Füße. Sie hatte den großen Sack von ihrem Fenster aus gesehen und wollte eben nachschauen, was Besonderes darin war. Wie freute sie sich da, als sie so unerwartet ihren Mann wiedersah! Und auch der Jäger war überglücklich, schloß sie in die Arme und küßte sie. »Liebe Frau«, bat er, »komm wieder zurück zu mir und deinen Kindern!« – »Wie gerne wollte ich das!« sagte sie. »Aber es wird nicht leicht sein. Ehe wir glücklich miteinander leben können, mußt du die drei Drachen dieses Schlosses besiegen. Drei Tage hintereinander werden sie dir in immer wieder anderen Gestalten entgegentreten und dich quälen und bedrohen. Sprichst du nur ein einziges Wort, so werden sie dich umbringen! Wenn du aber aushältst ohne einen Laut von dir zu geben, so können sie dir nichts anhaben, und ich werde frei und ganz dein eigen sein.« – »Sei ohne Sorge, liebe Frau!« sagte da der Jäger voller Freude und Zuversicht, »die Liebe zu dir wird mich so stark machen, daß mir selbst die bösen Drachen nichts anhaben können!«

Am ersten Tag krochen drei große Schlangen auf den Jäger zu und wanden sich ihm um Beine und Leib, so daß er sich nicht mehr rühren konnte. Sie zischten ihn mit böse funkelnden Augen an und drohten ihn mit ihren giftigen Zähnen zu beißen. Weil er sich aber nicht fürchtete und alles, ohne einen Laut von sich zu geben, ertrug, hatten sie keine Macht über ihn, ließen von ihm ab und verschwanden.

Am andern Tag hüpfen drei riesige Kröten gegen ihn an und bespien ihn mit feurigen Kugeln. Obwohl diese Pein schier nicht zum Aushalten war, nahm er doch seine Kraft bis aufs letzte zusammen und verbiß schweigend alle Schmerzen. Da mußten endlich auch die Kröten aufhören, ihn zu quälen, und machten sich davon.

Am dritten Tag aber stürzten sich drei ungeheure, beflügelte Drachen auf den Jäger und nahmen ihn frei in ihre weit aufgesperrten Rachen. Da wurde ihm heiß und bang, und er

meinte, das Grausen und Quälen nicht länger ertragen zu können und laut hinausschreien zu müssen. Doch aus Liebe zu seiner Frau ertrug er's doch. Und als die dritte Probezeit um war, standen plötzlich an Stelle der drei Drachen drei schöne Frauen vor ihm. Das waren die drei verwunschenen Schwanenjungfrauen, die er jetzt alle miteinander befreit hatte. Nun war der Jäger froh, daß er seine Frau wieder hatte, und auch sie war glücklich und weinte vor Freude, als sie ihre drei lieben Kinder wiedersah. Sie blieben nun auf dem Schloß, behielten auch die beiden Schwestern bei sich und lebten in Frieden und Freude bis an ihr Ende.

Die geraubte Königstochter

Es war einmal ein reicher und mächtiger König. Der hatte eine einzige Tochter und die war so schön, daß selbst die zarteste Rose, der weiße Schnee und der blaue Himmel vor ihrer Schönheit verblaßten. Wenn sie aus dem Schlosse in den Garten heraustrat, dufteten alle Blumen lieblicher, und die Vögel sangen ihr zu Ehren wie aus goldenen Kehlen. Eines Tages aber, als die Prinzessin bei der Quelle im Park saß und mit ihrem goldenen Balle spielte, brach plötzlich ein Drache aus dem Walde hervor, faßte die Jungfrau mit seinen Krallen und entführte sie weit übers Meer in seine Höhle.

Nun hielt er sie schon fünf Jahre dort gefangen, und hundertmal schon hatte er sie gefragt, ob sie seine Frau werden wolle. Doch ihr graute davor, wie sehr er sie auch bat und sich um sie bemühte. Neben vielen andern Kostbarkeiten, mit denen er ihr Herz zu gewinnen suchte, schenkte er ihr auch drei prachtvolle Kleider – die herrlichsten, die es auf der Welt gab: auf dem einen war die Sonne abgebildet, auf dem andern der Mond, auf dem dritten die Sterne. Aber auch damit ließ sie sich nicht verlocken, das Weib des Drachen zu werden.

Eines Tages, es waren gerade sieben Jahre um, verirrte sich ein wandernder Schneidergeselle in diese Gegend und war sehr erstaunt, als er die schöne Frau ganz allein in der Drachenhöhle antraf. Er fragte, ob sie sich auch verirrt habe wie er. Da schüttelte sie traurig den Kopf und erzählte ihm, wer sie sei und wie sie hierher in diese einsame, düstere Felsenwildnis gekommen. – »O wär' ich doch aus den Klauen des bösen Drachen und wieder daheim auf dem väterlichen Schlosse!« klagte die Prinzessin. – »Wir wollen miteinander fliehen und deine Heimat suchen, und ich will dich beschützen bei Tag und bei Nacht gegen alle Not und Gefahr, die dich bedrohen könnte«, sagte der Schneidergeselle. Darüber war die Königstochter voller Freude und versprach ihm, seine Frau zu werden wenn er sie glücklich wieder in ihres Vaters Schloß zurückbringe. Nun paßten sie auf, zu welcher Zeit der Drache am längsten ausblieb, und als sie das herausgefunden hatten, flohen sie eines Abends miteinander in aller Heimlichkeit.

Der Schneider hatte die drei schönen Kleider der Prinzessin in seinen Ranzen gesteckt, und so wanderten sie nun eilig dahin, bis sie sicher waren, daß der Drache sie nicht mehr einholen werde. Jetzt endlich gönnten sie sich Ruhe, legten sich im Walde nieder und schlie- fen ein. Ihre Müdigkeit war so groß, daß sie erst am Morgen des übernächsten Tages wieder erwachten; nun aber schritten sie rüstig aus und gelangten bald darauf an den Strand des Meeres. Dort lag gerade ein kleines Schiff vor Anker; das hatte allerhand Waren geladen, die es nach jenem Lande bringen wollte, in dem der Vater der Prinzessin König war. Aber als das Schiff eine Tagereise weit draußen auf dem Meere schwamm, erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß es gegen eine Felseninsel getrieben wurde und zerschellte. Nur wenige Menschen, darunter auch die Prinzessin, konnten in einem Boot gerettet werden, und als am andern Morgen ein fremdes Schiff vorüberfuhr, nahm es die Verunglückten auf und brachte sie wohlbehalten in den sicheren Hafen. Die Königstochter konnte sich aber über ihre Rettung doch nicht freuen, war vielmehr betrübt und traurig in ihrem Herzen; denn sie dachte nicht anders, als daß der gute Geselle im Meer ertrunken sei. Doch auch er war mit knapper Not mit dem Leben davongekommen. Er hatte sich an den Balkentrümmern des gekenterten Schiffes festgehalten, war tagelang von den wilden Wogen umhergetrieben und endlich völlig ermattet an ein fremdes Ufer gespült worden. Ein alter Fischer nahm ihn in seiner Hütte auf, gab ihm zu essen und beherbergte ihn eine Woche lang. Dann wies er ihm den Weg in die große Stadt, die eine Tagereise entfernt am Strome lag.

Wie er nun dort so durch die Straßen ging, sah er vor einem Hause das Zunftschild eines Schneiders hangen. Da bekam er plötzlich wieder Lust zu seinem Handwerk, fragte bei dem Meister um Arbeit nach und wurde gleich als Geselle eingestellt. Kaum war er ein paar Wochen hier, da hörte er eines Feierabends einen Herold in den Straßen ausrufen, daß der König demjenigen zehntausend Gulden bezahlen werde, der seiner Tochter binnen drei Monaten drei Kleider zu liefern vermöge, auf denen Sonne, Mond und Sterne sich spiegelten. Da fiel dem Schneidergesellen ein, daß er ja noch die drei Kleider der Prinzessin in seinem Ranzen habe und mit ihnen den Beutel voll Gold werde verdienen können. – »Doch ach«, dachte er im stillen bei sich, »nun wird eine andere die drei kostbaren Kleider tragen. Mag sie gleich

auch eine Königstochter sein, so ist sie doch nicht die allerschönste und liebste, die nun schon lange auf dem kühlen Meeresgrunde ruht.« Ging aber doch zu seinem Meister und sagte, er könne die drei Kleider für die Tochter des Königs machen. Darüber war der Meister sehr erfreut, meldete dem königlichen Kanzler, daß er mit seinem Gesellen die Kleider anfertigen wolle und erhielt gleich tausend Gulden im voraus. Die gab er dem Gesellen, damit er sich alles kaufen könne, was er nötig habe. »Ja«, sagte der, »Geld ist dazu schon nötig und nicht wenig!« und nahm die tausend Gulden mit Dank an. Weil ja aber die Kleider schon fertig waren, konnte er die Goldvögel fliegen lassen, wie und wohin es ihn beliebte, ging also ins Wirtshaus, aß und trank mit seinen Freunden nach Herzenslust und fuhr zu jeder Tages- und Nachtzeit in einer vornehmen Kutsche in der Gegend umher. Als der erste Monat beinahe vergangen und weit und breit noch nichts von einem Kleide zu sehen war, wurde dem Meister angst und bange. Er stellte darum den Gesellen zur Rede und sagte: »Übermorgen soll das erste Kleid fertig sein, und du hast noch keine Nadel eingefädelt! Weißt du, daß es uns den Kopf kostet, wenn das Kleid nicht rechtzeitig abgeliefert wird?« – Der aber gab zur Antwort: »Ich kann nur bei Nacht, wenn ich Wein getrunken habe, an dem Kleid arbeiten, und darum muß ich den Tag über ins Wirtshaus gehen. Und in der Kutsche fahre ich nicht zum Vergnügen, sondern um Sonne, Mond und Sterne zu betrachten, damit ich sie schön und natur- getreu wiedergeben kann. So ist das, Meister! – und dreinreden lasse ich mir nicht! Basta !« Am andern Morgen aber übergab er dem Meister das erste Kleid, auf dem die Sonne dargestellt war. Der bewunderte und lobte die schöne Arbeit und trug sie eigenhändig ins Schloß hinauf. Als die Prinzessin das Gewand sah, erkannte sie im Augenblick das Kleid, das der Drache ihr einst geschenkt hatte, und bat den Meister, ihr auch das zweite bald abzuliefern. – Darauf erhielt er vom Schatzkanzler wieder tausend Gulden ausbezahlt, als Vorschuß für das zweite Kleid. Der Meister gab das Geld dem Gesellen und der machte es kein Haar anders als das erstemal, – er verjubelte es bis auf den letzten Groschen. Der Monat war wieder gerade zu Ende, als er endlich dem Meister das zweite Kleid übergab, das wie der Mond schimmerte. Diesmal freute sich die Prinzessin noch mehr, nahm den Meister beiseite und fragte ihn: »Habt Ihr selber dieses Kleid gearbeitet?« Da

wurde er unsicher, wich ihrem Blick aus, setzte zum Sprechen an und konnte doch die richtigen Worte nicht finden. – »Redet die Wahrheit, Meister! Denn sie wird mir, der Tochter des Königs, doch nicht verborgen bleiben!« fuhr sie fort. Und da gestand er ihr, daß er vor einem Vierteljahr einen wandernden Gesellen bei sich aufgenommen habe; der habe die beiden Kleider angefertigt, ganz allein und ohne daß er ihm dabei hätte zusehen können. Da ließ die Prinzessin ihm zweitausend Gulden ausbezahlen, tausend für ihn und tausend für den Gesellen, und verlangte, daß das letzte Kleid der Geselle selber aufs Schloß bringen solle. Der Monat ging wieder dahin mit Trinkgelagen, Festen und Spazierfahrten, und am letzten Tag machte sich der Schneidergeselle auf den Weg zum Schloß und überbrachte der Königstochter das Sternkleid. Kaum hatte er einen Schritt über die Schwelle ihres Gemachs getan, so hatte die Prinzessin ihn auch schon erkannt, fiel ihm um den Hals und küßte ihn und weinte vor Glück und Wiedersehensfreude. Sie führte ihn zu ihrem greisen Vater, erzählte ihm, wie er sie einst aus der Höhle des Drachen befreit und wie sie einander auf dem wilden Meere verloren und längst für tot gehalten hätten. Nun aber hatten sie sich wiedergefunden, hielten Hochzeit und wurden nach dem Tode des alten Vaters König und Königin über das ganze, große Reich.

Die teure Metzelsuppe

Vor langer Zeit war einmal in einem Dorf ein Pfarrer, den hatten die Bauern wegen seiner kurzen Predigten so gern, daß sie ihm bei jedem Schweineschlachten einen ordentlichen Happen von der Metzelsuppe schickten. Nun hatte aber der Pfarrer selber auch ein Schwein eingetan und gemästet, und es wog wohl an die vier Zentner, als es geschlachtet werden sollte. Der Metzger war eben daran, das Tier abzubrühen und die Schwarte von den Borsten zu reinigen; da fiel dem Pfarrer ein, daß er nun den Bauern, die ihm sonst etwas von ihrer Metzget zukommen ließen, auch ein Stück Fleisch und ein paar Würste ins Haus schicken müßte. »Gerechter Gott, wenn ich da jedem abgebe, bleibt mir selber nichts mehr übrig!« dachte er, ließ den Mesner zu sich kommen und fragte ihn um Rat, wie er es machen solle, damit er den Bauern keine Metzelsuppe zu geben brauche. »Das ist ganz einfach«, sagte der Mesner, »laßt das Schwein den ganzen Tag über am Rechen vor dem Hause hängen, so daß es die Bauern sehen und wissen, daß Ihr geschlachtet habt. Sobald aber die Nacht hereingebrochen ist, laßt Ihr es in aller Heimlichkeit beiseite schaffen und erzählt jedem, der Euch begegnet, Euer Schwein sei in der Nacht von einem Spitzbuben gestohlen worden. So wird niemand eine Metzelsuppe von Euch erwarten und Euch in Eurem Unglück höchstens noch bedauern.« Dieser Rat gefiel dem Pfarrer gut, und er gedachte ihn zu befolgen. »Ihr dürft aber keinem Menschen ein Sterbenswörtchen davon verraten!« bat der Pfarrer. – »Keine Silbe, Herr Pfarrer; darauf könnt Ihr Euch verlassen!« erwiderte der Mesner und ging nach Hause; schlich sich aber um Mitternacht, als das ganze Dorf in tiefem Schläfe lag, vors Pfarrhaus, nahm das Schwein auf die Schulter und trug es in seinen Keller, wo er es in einem großen Krautfaß versteckte. Früh am Morgen schon erschien der Pfarrer wieder: »Mesner, ich kann's fast nicht glauben« jammerte er, »man hat mir heute nacht mein Schwein gestohlen !« – »Ja, Herr Pfarrer, so ist's recht! So müßt Ihr sagen und gerade so jämmerbarwie jetzt, – dann glauben's die Leute!« »Ich bitt' Euch, Mesner' macht keine Späße; 's ist mir nämlich nicht danach! Man hat mir wirklich in der Nacht das Schwein gestohlen«, sagte da der Pfarrer. – »Recht so; so

müßt Ihr sprechen, Herr Pfarrer! Und seid versichert: ich will schon mit helfen dafür sorgen, daß es unter die Leute kommt. 's ist ja Samstag heut, wo sich ohnehin die Weiber in Metzsig und Laden und die Männer im Wirtshaus treffen.« – Als aber der Pfarrer gar nicht nachgab, zu versichern, daß das Schwein wirklich gestohlen sei, lächelte der Mesner nur verschmitzt und sagte: »Macht nur keine Flausen! Ich weiß doch alles; hab' Euch ja selbst diesen Rat gegeben; bei mir bedarf's keiner Verstellung!«

Da ging der Pfarrer unwillig nach Hause. Weil ihm aber das Betragen des Mesners verdächtig vorkam und er zuletzt in ihm den Dieb vermutete, sann er unterwegs darüber nach, auf welche Weise er sich am schnellsten Gewißheit verschaffen könne. Er hatte sich auch bald einen Plan zurechtgezimmert: Seine Schwiegermutter sollte horchen und ausspüren, ob der Mesner in Wahrheit der Schweinedieb sei. Er steckte sie darum in eine Kiste, ließ diese in die Mesnerwohnung schaffen und bat den Mesner, die Kiste über den Sonntag in seiner Stube aufzubewahren. Er bekomme Besuch und könne sie daher während der Zeit nicht im Hause brauchen. Öffnen dürfe er aber die Kiste nicht; es könnte sonst leicht ein Unglück geschehen. Der Mesner erfüllte des Pfarrers Wunsch gerne.

Am Sonntag kochte die Mesnersfrau Sauerkraut und setzte ein gutes Stück von dem fetten Schweinefleisch zu. Wie nun die Familie am Tisch saß und aß, sagte die Tochter: »Ah! Wie schmeckt doch dem Herrn Pfarrer sein Fleisch so gut!« Das hörte die alte Frau in der Kiste und konnte das Lachen nicht mehr verhalten, so daß der Mesner es bemerkte. Er zündete eine Schwefelschnitte an und steckte sie durch eine Ritze in die Kiste. Er dachte, der drinnen säße, würde nach einer Weile um Hilfe rufen, und er könnte ihn ja dann herauslassen. Als sich aber kein Laut mehr vernehmen ließ, brach er die Kiste auf und – sah zu seinem Schrecken des Pfarrers Schwiegermutter darin liegen. Die aber war im Schwefeldampf erstickt und mausetot. Neben ihr lag ein halber Laib Brot und ein Happen Rauchfleisch, von dem sie gegessen hatte. Da schnitt der Mesner schnell ein Stück von dem Fleisch ab, steckte es ihr in den Hals und nagelte die Kiste wieder zu.

Als nun der Pfarrer am andern Tag die Kiste zurückholen ließ und öffnete, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und

rief: »Ach Gott, ach Gott! Die alte Frau ist an dem zähen Fleisch erstickt! Was fange ich nur an, ich armer, geschlagener Mann!« In seiner Not ließ er den Mesner kommen und gestand ihm hinter verschlossenen Türen: »Denkt Euch nur, Mesner, meine Schwiegermutter ist in der Nacht an einem Bissen Fleisch erstickt. Weil ich aber in meiner Einfalt und Aufregung keinen Arzt zu Hilfe gerufen habe, fürchte ich, daß man mir Vorwürfe macht und mir gar die Schuld an ihrem Tode zuschiebt. Drum bitt' ich Euch, begrabt sie heimlich im Garten. Ich will Euch einen Scheffel Korn, den Ihr selbst einfassen dürft, zum Lohne geben.« – Der Mesner war damit einverstanden, nahm die Tote und trug sie auf des Pfarrers Kornboden, wo er sich gleich einen gehäuften Scheffel Frucht einmaß. Als er damit fertig war, stellte er die tote Schwiegermutter bis über die Knie in den Kornhaufen und ging nach Hause.

Am andern Morgen kehrte die Pfarrmagd die Treppen und kam dabei auch auf den Speicher. Kaum aber hatte sie die Tür zur Fruchtkammer aufgemacht, stieß sie einen Schrei aus, rannte die Treppe hinab und in des Pfarrers Studierstube und erzählte außer Atem: »Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! . . . droben . . . in der Fruchtkammer ... steht Eure Schwiegermutter mitten im Kornhaufen ... und ...« – »Wie? Was erzählst du mir da?« sagte der Pfarrer. »Geh schnell zum Mesner hinüber; er soll gleich kommen!« – Der Mesner kam. – »Habt Ihr denn meine Schwiegermutter nicht begraben?« fragte der Pfarrer. – »Freilich habe ich sie begraben«, erwiderte der Mesner. – »Aber sie steht droben auf der Kornbühne mitten im Fruchthaufen.« – »Dann ist sie eine Hexe, Herr Pfarrer; sonst wäre sie nicht wiedergekommen!« – Sollte der Pfarrer aufkommen lassen, daß seine Schwiegermutter eine Hexe sei? Er bat den Mesner, sie noch einmal zu begraben. – »Das tu ich nur, wenn Ihr mir hundert Gulden auf die Hand legt. Andernfalls könnt Ihr sie selber einscharren!« – So schwer's ihm fiel, der Pfarrer mußte in den Beutel greifen und dem Mesner die hundert blanken Gulden auf die Hand zählen. Der steckte sie in die Tasche, nahm dann die Leiche und trug sie in den Wald hinaus.

Er war noch nicht lange gegangen, da sah er unter einer Eiche einen Krämer sitzen. Der war eingeschlafen und hatte einen großmächtigen Koffer neben sich stehen; er schlief so tief, daß er

nicht einmal merkte, wie der Mesner den Koffer öffnete, alle Waren herausnahm und davontrug und in einem hohlen Baum versteckte. Dann legte er die tote Frau hinein, drückte ihr einen der silbernen Löffel in die Hand, die der Krämer zum Verkaufe bei sich hatte, und schloß darauf den Koffer wieder vorsichtig ab. Danach ließ er sich ein Stückweit entfernt im Schatten eines Baumes nieder und wartete, bis der Krämer erwachte, den schweren Koffer auf die Schulter nahm und sich zum Weiterwandern anschickte. Nun trat der Mesner hinter dem Baum hervor, tat, als ob er ganz zufällig hier vorüberkäme, grüßte den Fremden und sagte: »So, seid Ihr auch unterwegs? Werd' wohl nicht fehl gehen, wenn ich annehme, daß Ihr ein Handelsmann seid.«

»Das bin ich«, gab darauf der Krämer zur Antwort, »aber man macht schlechte Geschäfte heutzutage. Die Leute haben weder Lust noch Geld, etwas zu kaufen.«

»Da habt Ihr recht«, sagte der Mesner. »Aber manchmal muß auch einer etwas kaufen, ob er Lust hat oder nicht. Seid Ihr beim Pfarrer gewesen?« Der Krämer schüttelte den Kopf und sagte: »O je, den kenn' ich! Der ist zu knauserig, um unsereinen was verdienen zu lassen.« »Da habt Ihr wiederum recht. Aber diesmal ist's eine andere Sache. Geht nur gleich hin und klopft bei ihm an; er hat Trauerkleider nötig, weil seine Schwiegermutter gestorben ist.« Da bedankte sich der Krämer bei dem Mesner für den guten Rat und machte sich auf den Weg ins Pfarrhaus.

Der Pfarrer ließ ihn gar nicht erst bis in sein Studierzimmer gelangen, sondern kam in den Gang heraus und brummte mißgelaunt, er brauche nichts, er sei mit allem versehen. »So gestattet wenigstens, daß ich Euch meine Waren zeige«, sagte der Händler und machte den Koffer auf. Da fiel das tote Weib heraus. »Um Gottes willen!« rief der Pfarrer. »Das ist ja meine Schwiegermutter! Wie kommt die in Euren Koffer hinein?« Doch der Krämer konnte keine Antwort geben; er war vor Schrecken in Ohnmacht gefallen. Da ließ der Pfarrer den Mesner holen und fragte ihn, ob er denn seine Schwiegermutter nicht begraben habe. »Ei, freilich habe ich sie begraben! Schon zweimal; und diesmal habe ich sie sogar in den Wald hinausgetragen. Eben daran aber, Herr Pfarrer, daß sie immer wieder kommt, kann man deutlich sehen, daß sie eine Hexe gewesen sein muß!« – »So

begrab sie zum drittenmal und sorgt dafür, daß sie nicht wieder ans Tageslicht kommt !« Der Mesner versprach es zu tun, wenn er ihm dreihundert Gulden gebe. Das kam den geizigen Pfarrer hart an; aber er hatte keine andere Wahl, wenn er die Sache geheimhalten wollte, als den vollen Beutel aufzutun. Und diesmal ging der Mesner wirklich in den Garten hinaus und begrub die Schwiegermutter unter einem alten Apfelbaum.

Inzwischen war der Krämer aus seiner Ohnmacht wieder erwacht und verlangte von dem Pfarrer, daß er ihm die Waren, die vordem im Koffer gewesen, bezahlen solle. Der aber sagte, das gehe doch ihn nichts an; er habe die Sachen ja nicht gestohlen. »Aber Eure Schwiegermutter hat sie gestohlen! Sie hatte doch noch einen von meinen silbernen Löffeln in der Hand! Der Tand war wohl seine hundert Gulden wert, und wenn Ihr mir die nicht auf Heller und Pfennig bezahlt, dann verklage ich Euch samt Eurer Schwiegermutter!« So blieb dem Pfarrer am Ende nichts übrig, als auch diese hundert Gulden dranzugeben, wenn er nicht in das böse Gerede der Leute kommen oder vom ganzen Dorf verhöhnt und ausgelacht werden wollte.

Das ist die Geschichte von der teuren Metzelsuppe, die der Pfarrer ganz allein zu verzehren gedachte. Meine Großmutter hat sie mir einst zwischen Tag und Dunkel erzählt, und also muß sie auch wahr sein, so gewiß als der Pfarrer Amen sagt.

Hans ohne Sorgen

Vor langer Zeit lebte in Schwaben ein fröhlicher Müller. Der hatte über seine Haustüre die Worte geschrieben »Hans ohne Sorgen«. Da ritt einmal der Herzog an seiner Mühle vorbei, las die Überschrift und dachte: »Wart, wenn du keine Sorgen hast, so will ich schon dafür tun!« Er ließ den Müller zu sich rufen und sprach: »Auch du sollst erfahren, was Sorgen sind. Ich will dir ein Rätsel aufgeben. Kannst du das lösen, so ist's gut; kannst du es aber nicht, so sollst du nicht länger Herr auf deiner Mühle bleiben, sondern sie mir abtreten. Das Rätsel, das du lösen sollst, ist dies: Du mußt mich besuchen, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht nackt und nicht bekleidet, nicht zu Fuß und nicht zu Pferd.« So sprach der Herzog und ritt weiter.

Der Müller zerbrach sich den Kopf bei Tag und bei Nacht, dachte hin und her und konnte das Rätsel nicht lösen, und je länger es ging, um so mehr war er in Sorge um seine Mühle. In seiner Not wandte er sich endlich an den Mahlknecht und sagte: »Kannst du mir das Rätsel lösen, so sollst du meine Tochter zur Frau bekommen und nach mir die Mühle erben!« Dem Knecht schien das Rätsel nicht schwer. Kaum hatte er sich eine Weile besonnen, sagte er zu seinem Herrn: »Ei, so geht doch am Mittwoch zum Herzog! Denn der Mittwoch ist kein Tag, weil das Wörtchen ‚Tag‘ in seinem Namen nicht vorkommt, und eine Nacht ist er ja auch nicht. Und wenn Ihr nicht nackt und nicht bekleidet sein sollt, ei, so hängt doch ein Fischernetz um! Sollt Ihr aber nicht zu Fuß und nicht zu Pferd kommen, ei, so reitet auf einem Esel hin!«

Da war der Müller wieder fröhlich und guter Dinge. Am nächsten Mittwoch hüllte er sich in ein Fischernetz und ritt auf einem Esel vors Schloß. Der Herzog war mit der Auflösung des Rätsels zufrieden und entließ Hans ohne Sorgen freundlich und mit den besten Wünschen. Als der Müller heimkam, verlobte er seine einzige Tochter mit dem Mahlknecht, und nicht lange hernach gab es eine fröhliche Hochzeit.

Schäfer Veit und die drei Riesen

Es war einmal ein schönes, grünes Land, ›das Land mit den drei Tälern‹ geheißen. Darin herrschte ein König, der wohnte in einem herrlichen Schloß, besaß eine große, große Schafherde und war reich an Gold und Schätzen aller Art. Und doch war er nicht glücklich; denn von Ahnenzeiten her lastete ein Fluch über dem königlichen Haus und seinem Besitztume: In den drei Tälern hausten drei Riesen, die wie wilde Wölfe die Schafe rissen, und am Tage, an dem die Königstochter achtzehn Jahre alt würde, sollte sie dem Teufel ausgeliefert werden.

So war der König schon jahrelang in großer Sorge, und die Zeit ging dahin, und er sah keine Rettung. Wenn nur erst einmal die drei Riesen unschädlich gemacht wären, vielleicht hätte dann zugleich auch der Teufel seine tückische Gewalt eingebüßt. Doch es sah noch gar nicht danach aus. So oft ein Schäfer die Herde in eines der drei Täler trieb, erschien ein Riese, zerriß die Tiere und brachte den Hirten um. Zu jedem neuen Hirten, den er einstellte, sagte der König: »Du darfst überall hüten, nur nicht in den drei Tälern! Treibst du die Herde dorthin, so wird es dir schlecht gehen!« Alle Schäfer versprachen zwar, das Verbot zu beachten, konnten aber ihr Wort nie halten. »*Einmal* wenigstens will ich's versuchen und sehen, was Geheimnisvolles dahinter steckt!« dachte jeder, trieb in eines der drei Täler hinein und kam niemals wieder heraus.

So hatte der König auch wieder einmal alle seine Schafe mitsamt dem Schäfer verloren. Er kaufte sich aber gleich wieder eine Herde und suchte einen Hirten für sie. Schon am andern Tag meldete sich ein junger, hübscher Bursche, Veit mit Namen. Er gefiel dem König gut, und so vertraute er ihm die Herde an. Der König erzählte dem Schäfer, wie es schon einigen seiner Vorgänger ergangen sei und warnte ihn, in eines der drei Täler zu gehen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Veit versprach, die Herde nicht dahin zu treiben, hütete auch eine Zeitlang die Schafe in einer andern Gegend, und es geschah ihm kein Leid. Im stillen aber war er mit seinen Gedanken immer in den drei Tälern und dachte: »Ich möchte doch sehen, wer mir da etwas tun könnte! Ich wollte es niemand raten! Es sollt' ihm übel bekommen!«

Also zog er eines Tages mit seiner Herde in das eine Tal. Was wuchs da für ein fettes, saftiggrünes Gras! Die Schafe taten sich gütlich und weideten bis gegen Abend, ohne daß ihnen etwas zugestoßen' wäre. Mit einemal aber kam aus der Felsschlucht ein gewaltiger Riese auf den Schäfer zu und rief: »Was suchst du hier mit deinen Grasmücken?« – »Das geht dich nichts an!« sagte Veit. – »Das wollen wir gleich sehen!« brummte der Riese und griff nach seinem Schwert, um ihn zu erschlagen. Doch der Bursche war rascher bei der Hand, schlug ihm seine spitze Schippe auf den Kopf, daß er betäubt umfiel, sprang flink herzu und schlug so lange auf den Riesen ein, bis er tot liegenblieb. Hierauf nahm er ihm sein Schwert und seine Kleider ab und warf ihn ins dichte Gebüsch. Wie nun aber der Schäfer nach seiner Herde Umschau hielt, sah er in dem Tale plötzlich ein schönes Schloß stehen. Verwundert ging er hinein und kam in ein prächtiges Zimmer. Auf einem gedeckten Tisch stand ein Krug voll Wein, und daneben lag ein Zettel, auf den die Worte geschrieben waren:

Wer diesen Krug austrinkt
und dieses Schwert regiert,
der zwingt den Teufel.

Das las der Schäfer, dachte sich nichts weiter dabei und ließ den Wein stehen. Er legte das Schwert und die Kleider des Riesen auf einen Stuhl im Zimmer und wanderte dann durch Gänge und Hallen, um all das Wunderbare zu betrachten. Im Stalle unten stand ein prächtiger Schimmel. Er ließ aber auch ihn da, wo er stand, verließ das seltsame Schloß und zog mit seinen Schafen heim.

Am andern Morgen trieb Veit die Herde in das zweite Tal. Um sich besser wehren zu können, nahm er einen langen Spieß mit. Ein paar Stunden hatte er hier gehütet, da kam abermals ein Riese daher. Der war noch größer als der erste und rief: »Was suchst du hier mit deinen Grasmücken?« – »Was geht's dich an?« antwortete Veit. – »Das will ich dir gleich zeigen!« sagte der Riese und zog sein Schwert. Der Schäfer war aber auf der Hut, nahm seinen Spieß und rannte gegen den Riesen an. Er traf ihn aber beim Stoß auf eine Rippe, so daß die Spitze nicht tief eindrang und dem Riesen nur wenig schadete. Schon schwang der Unhold

sein Schwert, um dem Schäfer den Kopf abzuschlagen; da zog der Bursche blitzschnell seinen Speiß heraus und sprang zurück, so daß der Riese den Hieb in die Luft tat und zu Boden stürzte. Im Augenblick sprang der Schäfer herzu und bohrte ihm den Speiß mitten ins Herz. Dann zog er ihm die Kleider aus, nahm sein Schwert an sich und warf ihn in das Gebüsch.

Als sich Veit umwandte und zu seiner Herde zurück wollte, sah er mitten im Tal ein schönes Schloß vor sich stehen. Er ging hinein und kam in ein großes Zimmer. Auf einem Tisch stand ein Krug Wein und daneben lag ein Zettel mit den Worten:

Wer diesen Krug austrinkt
und dieses Schwert regiert,
der zwingt den Teufel.

Er las den Zettel, ließ den Wein unbeachtet stehen, legte die Kleider und das Schwert des Riesen auf einen Stuhl und besah sich das Schloß. Im Stalle unten stand wieder ein prächtiges Pferd; nur war es diesmal ein Fuchs, der sich hell wiehernd umwandte, als Veit die Stalltüre schloß, um zu seiner Herde zurückzukehren.

Am andern Morgen zog er wieder hinaus. Da dachte er unterwegs: »Ei, ich möchte doch auch wissen, wie's in dem dritten Tal aussieht!« und schlug sogleich den Weg dorthin ein. Kaum hatte er das Tal betreten kam ihm ein ungeheurer Riese entgegen. Der hatte eine Haut so grob wie Eichenrinde und langes Moos wuchs in seinem Gesicht. Da wäre es dem Schäfer schier angst geworden; denn er hatte seine Waffen mitzunehmen vergessen. Als aber der Riese brüllte: »Was willst du hier?!« besann er sich nicht lange, sagte: »Das sollst du gleich sehen!« und griff sich geschwind vom Wege drei spitze Steine zusammen. Die piffen dem Riesen pfeilschnell entgegen. Der erste traf ihn mitten auf die Brust, der zweite an den Hals, aus dem sogleich ein dicker Blutstrahl schoß; der dritte aber traf die linke Schläfe so gut, daß der Riese zusammenbrach und mausetot war.

Im gleichen Augenblick stand wieder ein prächtiges Schloß im Tale. In das trug der Schäfer das Schwert und die Kleider, die er dem Riesen abgenommen hatte, fand in einem Zimmer den Tisch mit dem Weinkrug und den Zettel mit dem Spruch daneben:

Wer diesen Krug austrinkt
und dieses Schwert regiert,
der zwingt den Teufel.

Doch er ließ alles stehen, rührte den Wein nicht an und sah bloß nach, ob im Stall drunten auch wieder ein Pferd stehe. Richtig, es stand wieder eines drin! Diesmal aber war es ein glänzender Rappe. Vergnügt zog der Schäfer nach Hause.

Nach einiger Zeit fragte der König den Schäfer: »Bist du auch schon in den drei Tälern gewesen?« – »Jawohl, ich bin dort gewesen!« antwortete Veit und wollte schon zu erzählen anfangen. Jedoch der König ließ ihn gar nicht zu Wort kommen; so böse war er darüber, daß der Schäfer sein Verbot nicht eingehalten hatte. Er wollte den Burschen auf der Stelle fortjagen. Der aber bettelte und flehte, man solle ihn doch hier behalten, bis der König endlich nachgab und sprach: »Nun, so magst du bleiben und dem Gärtner helfen, Mist und Wasser zu tragen. Die Schafe kann ich dir aber nicht länger anvertrauen.« So war nun also Veit Gärtnergehilfe geworden, und wenn er auch viel lieber die Schafe in den drei Tälern gehütet hätte, war er doch froh, daß er wenigstens am königlichen Hofe bleiben durfte.

Ein Jahr war unterdessen vergangen und der Tag herangekommen, an dem der König seine Tochter dem Teufel übergeben sollte. Darüber entstand große Trauer im Schlosse. Der König hatte vor Sorgen Tag und Nacht keine Ruhe mehr, fragte alle seine Minister und Hofherren um Rat, aber keiner wußte einen Ausweg. Zuletzt klagte er auch noch dem Gärtner seine Not; aber der wußte auch keinen Rat und erzählte die Geschichte seinem Gehilfen. »Denke dir nur, Veit«, erzählte er, »morgen muß der König die junge Prinzessin dem Teufel ausliefern. Wer da helfen könnte der hätte sein Glück gemacht.« – »Wie war das?« fragte Veit und ließ sich die ganze Geschichte noch einmal erzählen. Da fielen ihm die drei Schlösser ein, und er dachte an den Spruch, den er in jedem auf dem Zettel gelesen hatte. Er hatte Mitleid mit der schönen Königstochter und nahm sich vor, sie um jeden Preis zu befreien.

Am nächsten Morgen ging er hinaus in das erste Tal begab sich ins Schloß und in das Zimmer und trank den Krug voll Wein aus. Dann hing er sich das Wams des Riesen um, obwohl es ihm viel

zu weit und zu lang war und wie ein Mantel auf die Erde hing. Zuletzt nahm er das Schwert, bestieg den Schimmel und ritt auf den Berg, auf dem der Teufel die Jungfrau abholen wollte.

Als er dort ankam, war der König mit der Prinzessin schon da und meinte zuerst, es sei der Teufel, der da angeritten komme. Der aber erschien in der Gestalt einer Schlange und fuhr wild zischend auf den Reiter los. Veit zog das Riesenschwert, schwang es mit Wucht und schlug ihr den Kopf ab. Ohne ein Wort zu sprechen und ohne daß ihn jemand erkannt hatte, ritt er wieder fort nach dem Schloß im Tal, führte den Schimmel in den Stall, legte das Schwert und die Kleider des Riesen in das Zimmer und begab sich in den Garten an seine Arbeit.

Der König meinte, nun sei sein Kind erlöst und kehrte fröhlich mit ihm heim. Jedoch nach kurzer Zeit erschien der Teufel wieder und sagte: »Du mußt mit deiner Tochter morgen noch einmal auf den Berg kommen!« Nun war wieder großer Jammer im Schloß, und durch den Gärtner hörte auch der Gehilfe davon, daß der Teufel noch keine Ruhe gebe, obwohl er von einem fremden Reiter überwunden worden sei. Veit sagte nur: »So, so . . .«, und tat weiter seine Arbeit.

Anderntags in aller Frühe begab sich Veit in das Schloß, das im zweiten Tale stand. Er trank den Krug aus, der auf dem Tisch stand, hing sich das Kleid und das Schwert des Riesen um, schwang sich auf den Fuchs und ritt wieder nach dem Berge. Diesmal erschien der Teufel als feuerspeiender Drache. Der Reiter kämpfte lange und erbittert mit ihm und spaltete ihm endlich mit dem scharfen Schwert den Kopf. Darauf wandte er sogleich sein Roß, um in das Riesenschloß zurückzukehren. Da hörte er aus der Erde herauf eine Stimme dem König zurufen: »Morgen um die gleiche Zeit mußt du noch einmal mit deiner Tochter hierherkommen! Sonst wehe dir und deinem ganzen Geschlechte!« – »Schon recht! Ich werde aber auch dabei sein!« dachte Veit und ritt in das Schloß im Tal zurück, ohne daß ihn der König erkannt hatte.

Am andern Morgen ging er in das dritte Schloß und trank den Wein, der dort auf dem gedeckten Tische stand. Dann bewaffnete er sich mit dem Wams und dem Schwert des Riesen, bestieg den Rappen und ritt dem Berge zu. Der König aber dachte: »Zweimal ist deine Tochter erlöst worden; doch wer weiß, was beim dritten

Male geschehen könnte!«, und wollte sich darum nicht mehr auf den Berg begeben. Bald befahl ihm aber eine solche Angst und Unruhe, daß er nicht länger in seinem Schloß zu bleiben wagte und nun auch zum dritten Male die Prinzessin dem Teufel entgegenführte. Der kam diesmal als ein feuriger Greif durch die Luft gefahren und schoß wild auf den Reiter nieder. Nach langem Kampfe war endlich auch der grausige Greif besiegt. In dem Augenblick aber, in dem der Reiter dem Untier den Todesstoß gab, schlug ihm dieses mit einer Flügelspitze eine tiefe Wunde in die Hand. Der König sprang eilends herzu, um zu helfen; doch ehe er noch Hand anlegen konnte, gab der Reiter seinem Pferd die Sporen und ritt davon. Als er im Schloß ankam, brachte er den Rappen in den Stall, legte das Kleid und das Schwert ins Zimmer und kehrte an den königlichen Hof zurück, als ob nichts vorgefallen wäre.

Am andern Tag ging er in der Frühe in den Garten und an seine Arbeit. Nach einer Weile schmerzte ihn aber die Hand so sehr, daß er den Verband löste, um nach der Wunde zu sehen. Dabei überraschte ihn der König und fragte, woher er die Wunde habe. Da gestand ihm Veit alles: wie er die drei Riesen erlegt, in den drei Schlössern die Zettel und die Pferde angetroffen und durch den Wein und die Riesenschwerter den Teufel bezwungen habe. Da dankte ihm der König tausendmal und sprach: »Weil du meine Tochter und mein Land von den Riesen befreit hast, so sollst du auch beide zum Lohne bekommen!« Nach sieben Tagen fand die Hochzeit statt. Vor allen Gästen drückte der alte König dem jungen Paare die goldenen Königskronen ins Haar, und die beiden regierten bis an ihr Ende glücklich und in Frieden im Land mit den drei Tälern.

Drei Rosen auf einem Stiel

Auf einem abgelegenen Hof, nahe bei einem großen Tannenwalde, lebte einmal ein Bauer, dem seine Frau schon vor Jahren gestorben war. Zum Glück hatte er aber zwei erwachsene Töchter, die eine blond und die andere schwarz; die führten ihm nun den Haushalt, versahen den Stall und das Hühnervolk und halfen auch draußen auf dem Felde mit, so gut sie konnten. Meist richteten sie es aber so ein, daß die eine dem Vater bei den bäuerlichen Arbeiten half, während die andere zu Hause blieb und dort nach dem Rechten sah. Denn es war nun einmal so, und niemand wußte eigentlich zu sagen warum, daß die zwei Schwestern sich nicht vertrugen, sondern sich wegen jeder Kleinigkeit zankten oder tagelang, ohne sich ein Wort zu gönnen, aneinander vorübergingen. Dem Vater aber waren beide gleich lieb; er bemühte sich redlich, keine der andern gegenüber zu bevorzugen, und erfreute sie häufig durch Geschenke, die sie sich immer selber wählen durften. Als er darum eines Tages wieder einmal auf den Markt ging, rief er sie zu sich in die Stube und fragte: »Ihr wißt ja, heut ist Markt im Dorf drunten; was soll ich euch mitbringen?« »Ich möchte ein schönes Sonntagskleid haben«, sagte die eine. »Und ich wünsche mir drei Rosen auf einem Stiel«, entgegnete die andere. »Drei Rosen auf einem Stiel? ... Wenn ich die nur bekommen kann«, sagte der Vater und machte sich auf den Weg.

Als er seinen Handel abgeschlossen und im Wirtshaus zu Mittag gegessen hatte, kaufte er der einen Tochter ein schönes neues Kleid; obgleich er aber den ganzen Markt zweimal auf und ab ging und sich auch auf dem Heimweg lange und angestrengt umsah, konnte er doch nirgends drei Rosen erblicken, die auf einem Stiele wuchsen. Endlich, als er schon ein gutes Stück vor dem Dorf draußen war, sah er in einem Garten einen blühenden Rosenstrauch stehen. Er betrachtete ihn näher, und wahrhaftig – an ihm wuchsen drei Rosen auf einem Stiel beisammen, so wie die zweite Tochter es sich gewünscht hatte. Ohne sich lange zu besinnen, trat er in den Garten ein, faßte das Zweiglein mit den drei Rosen und wollte es gerade abbrechen. Da stand mit einem Male ein braunzottiger Bär vor ihm und sagte: »Was suchst du da

in meinem Garten?« Als er sich von seinem Schrecken erholt hatte, erzählte der Bauer, daß seine eine Tochter gewünscht habe, er solle ihr drei Rosen auf einem Stiel als Marktgeschenk mitbringen. Lange habe er vergeblich gesucht; hier an diesem Strauch habe er endlich einen solch wundersamen Zweig gefunden. Ob er ihn nicht brechen und mit nach Hause nehmen dürfe. »Du kannst die drei Rosen mitnehmen«, sagte der Bär; »doch nur unter der Bedingung, daß du morgen um dieselbe Stunde wieder hieherkommst und deine Tochter mitbringst. Es soll ihr Schaden nicht sein. Tust du aber nicht, was ich dir geboten, so mußt du sterben!« Der Bauer versprach wiederzukommen, bedankte sich für die drei Rosen und machte sich auf den Heimweg.

Als er auf dem Hofe ankam, warteten seine Töchter schon auf ihn. Die Schwarzhaarige begrüßte ihn am Brunnen, wo sie gerade Wasser für das Vieh schöpfte; die Blonde trat ihm freudig aus der Küche entgegen. Als sie das Zweiglein mit den drei Rosen in des Vaters Hand sah, strahlten ihre ,Augen vor Glück; sie bewunderte es lange und stellte es dann sorgsam in ein Glas ans Fenster. Die Schwarzhaange aber, die ihr Kleid gleich einmal zur Probe angelegt hatte, lächelte nur verächtlich, als sie die drei Rosen sah, und wie sie erst vernahm, daß die Schwester morgen den wilden Bären besuchen sollte, meinte sie: »Du wirst deine drei Rosen teuer bezahlen müssen und nicht wieder zurückkehren!« Die Blonde aber sagte: »Was der Vater dem Bären versprochen hat, das will ich halten.«

Am andern Tag begab sich der Bauer mit seiner Tochter zu dem Garten des Bären. Als sie eintraten, kam auch schon der Bär angetrottet und fragte: »Ist das die Tochter, die sich die drei Rosen gewünscht hat?« – »Ja«, erwiderte der Vater. »Laß sie bis zum Sonnenuntergang bei mir«, sprach der Bär. »Es soll ihr kein Leid geschehen und wird sie nicht gereuen.« Dem Bauern fiel es schwer, die Tochter so mutterseelenallein bei dem wilden Tier zu lassen, und er dachte den ganzen Tag über voll Sorge an sie. Doch er hätte sich nicht mit solchen Gedanken zu quälen brauchen. Denn als der Bär mit dem Mädchen allein war, nahm er es behutsam bei der Hand und führte es in ein herrliches Lustschloß, das zwischen Bäumen und blühenden Sträuchern versteckt mitten in dem Garten lag. Er zeigte ihm alle die

prunkvollen bemalten Räume und auch die Schmuckschränke, in denen es nur so gleißte und funkelte von Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen. So etwas hatte die einfache Bauerntochter noch nie gesehen, und sie konnte ihre Augen fast nicht mehr abwenden von all den Herrlichkeiten. »Wähle für dich aus, was dir am besten gefällt«, sprach der Bär. »Ich will es dir schenken, wenn du morgen noch einmal allein zu mir in den Garten kommst.« Das Mädchen versprach es, suchte sich eine Halskette und einen Ring aus und kehrte am Abend vergnügt nach Hause zurück.

Als die Schwarzhaarige den kostbaren Schmuck sah, wurde sie blaß vor Neid. Und weil sie vermutete, daß die Schwester beim nächsten Besuche womöglich noch reicher beschenkt werden könnte, suchte sie ihr wiederum Furcht vor dem Bären einzureden und sie so weit zu bringen, ihr Versprechen nicht einzuhalten und lieber daheim zu bleiben. Aber all ihr Zureden und Einflüstern war umsonst. Da stand sie in der Nacht heimlich auf, raffte die Kleider und Schuhe der Schwester zusammen und versteckte sie in der Scheune unter dem Heu. Wohl eine Stunde lang suchte die Blonde am andern Morgen nach ihren Kleidern und ahnte bald, daß die neidische Schwester ihre Hände im Spiel hatte. Doch sie ließ sich in ihrem Entschluß, dem Bären ihr Wort zu halten, nicht beirren, zog ihre alte zerwaschene und geflickte Küchenschürze an und ging barfuß vom Hofe.

Weil sie sich aber beim Suchen zu lange aufgehalten hatte, kam sie verspätet im Garten an. Da stand der Rosenstrauch mit traurig leblosen Zweigen, und die Rosen hingen blaß und halb verwelkt zwischen den Blättern. »Es ist auch so totenstill überall«, dachte sie und rief mit banger Stimme nach dem Bären. Niemand gab Antwort. Weinend irrte sie von einem Ende des Gartens zum andern und lockte und rief: »Komm, komm mein Bär! Wo bist du denn, mein liebes Tier?« Da hörte sie endlich aus dem Rosenstrauch hervor etwas wimmern und winseln, lief drauf zu und sah den Bären wie tot auf dem Moose liegen. Als sie aber mit ihren Händen die Zweige und Blüten berührte, um dem Tier den Weg freizumachen, richteten sich die welken Ranken und Blätter wieder auf, die Rosen dufteten und leuchteten, und der Bär schlug die Augen auf, kroch aus dem Dickicht hervor, streifte daran seinen zottigen Pelz ab und stand als ein schöner, junger Prinz vor dem Mädchen. »Nun bin ich unglücklicher,

verwünschter Königssohn endlich befreit!« sprach er. »Deiner Liebe und Treue, liebes Mädchen, habe ich mein neues Leben zu danken, und darum will ich dich zu meiner Frau und Königin machen!« Unter dem Rosenstrauch gab er ihr den Verlobungskuß, und bald darauf hielten sie Hochzeit und lebten glücklich miteinander bis an ihr Ende.

Die gute Gonda

Es war einmal eine Witfrau, die hatte drei Söhne, Kasper, Melcher und Baltus mit Namen. Die Mutter war froh, als ihre Burschen nacheinander aus der Schule gekommen waren und nun bald anfangen konnten, etwas zu verdienen. Weil aber der Vater oftmals gesagt hatte, daß Handwerk einen goldenen Boden habe, so sollte jeder der drei Söhne ein nützliches Handwerk lernen und danach auf Wanderschaft gehen. Da wurde der älteste ein Weber, der zweite ein Schuhmacher, der dritte ein Sattler.

Bald war es so weit, daß Kasper als Handwerksgehilfe seine Reise in die Welt hinaus antreten konnte. Die besorgte Mutter packte ihm in sein Felleisen alles, was er nötig brauchte: Handwerkszeug, Hemden und Strümpfe, dazu noch eine Joppe und ein Paar Schuhe für den Sonntag. Den übrigen Platz füllte sie ihm mit selbstgebackenen Küchlein aus, denn so war es damals in dem Ort Sitte. – »Und nun leb' wohl, mein Junge«, sagte sie, »bleibe fleißig und ehrlich, habe Anstand gegen jedermann, und wenn dir ein Armer begegnet, so teile mit ihm die Küchlein, die ich dir ins Felleisen gesteckt habe.« – Darauf nahm der älteste von der Mutter Abschied. Nachdem er einige Tage gewandert war, kam er in einen großen Wald. Da begegnete ihm eine alte Frau und bat ihn um etwas zu essen. Er aber sagte unwillig: »Scher dich fort! Was ich habe, das brauche ich selber!« und wollte seines Weges gehen. Doch er konnte keinen Schritt mehr weiter vorwärts tun; er mochte sich anstrengen, so sehr er wollte. Ratlos sah er sich nach der Frau um; aber die war verschwunden. Es war die Waldfrau gewesen, die da dem Webergesellen auf seinem Weg ins Glück erschienen war und ihn für seine unfreundlichen Worte mit ihrem Zauber gebannt hatte, so daß er sofort nach Hause umkehren mußte.

Rascher als man dachte, kam die Zeit heran, da der zweite Sohn ausgelernt hatte und seine Wanderschaft antreten sollte. Die Mutter packte auch ihm alles Nötige in sein Felleisen, stopfte den übrigen Platz mit Küchlein aus und sprach: »Nun, Melcher, will ich doch sehen, wie weit du kommen wirst. Sei ein rechter Kerl und zu allen Leuten gefällig und vergiß nicht, von deinen Küchlein herzugeben, wenn dich einer um etwas zu essen bittet.«

Da nahm der zweite Abschied und wanderte dieselbe Straße, die das Jahr zuvor sein älterer Bruder gezogen war. Nach einigen Tagen kam auch er in den riesengroßen Wald und begegnete der Waldfrau. In der Gestalt des alten Weibleins trat es zitternd und am Stocke humpelnd zu ihm heran und bat ihn um ein Stück Brot. Er aber gab hart und finster zur Antwort: »Ich habe kein Brot! Ich habe nur Küchlein und die esse ich selber gern!«, und wollte weitergehen. Im nächsten Augenblick traf auch ihn der Zauberspruch der Waldfrau, so daß er keinen Schritt mehr vorwärts tun konnte und zu seiner Mutter zurückkehren mußte. Weder Kasper noch Meicher hatten aber zu Hause ein Wort darüber fallen lassen, warum sie schon nach wenigen Tagen so mißmutig und gedrückt heimgekommen waren.

Als wieder ein Jahr um war und die Mutter auch ihren jüngsten Sohn auf Wanderschaft gehen lassen sollte, da weinte sie und sagte: »Ach, mein lieber, kleiner Baltes, ich lasse dich mit einer großen Sorge im Herzen ziehen. Wenn es dir nur nicht ebenso geht wie deinen Brüdern! Ich habe dir alles, was du in der Fremde brauchst, in dein Felleisen geschnürt; achte immer gut darauf. Auch von den Küchlein, die du so magst, habe ich dir zugesteckt. Bleibe treu und gut und laß keinen, der in Not ist, dich vergebens um eine Gabe bitten.« Darauf trat der Jüngste wohlgenut seine Wanderschaft an. Nach etlichen Tagen kam er in den Wald, wo ihm die alte Frau, müde und schwach auf ihren Wurzelstock gebeugt, über den Weg humpelte und ihn um etwas zu essen bat. Sogleich nahm er sein Felleisen vom Rücken, machte es auf und schüttete ihr alle Küchlein, die er noch hatte, in den Schoß. Da sah ihn die 'Waldfrau' freundlich an und sagte: »Weil du so gut gegen mich warst, so soll's dir auch gut gehen. Ich will dir eine Ente schenken, die hat goldene Federn und heißt ›Gute Gondax. Falls einmal einer sie dir stehlen oder ihr eine Feder ausreißen will, so brauchst du nur sagen: ›Gute Gonda! Es bleibe an dir hängen, was bei dir ist!‹ – alsbald gibt es für jenen kein Entkommen mehr; er muß mit, wohin die Ente geht.«

Baltes bedankte sich, nahm die Ente in Empfang und zog weiter durch den Wald. Während er so dahinging, sagte er sich in Gedanken ein um das andere Mal den Namen und das Sprüchlein vor, damit sie ihm ja nicht am Ende entfielen. So war es allmählich Abend geworden, als er vor einem Wirtshaus ankam, wo er

übernachten und sein Abendbrot verzehren wollte. Als die Speisen aufgetragen waren, durfte auch die Ente mitessen. Sie saß neben Baltes auf dem Tisch und fischte sich die besten Fleischbrocken aus dem Teller heraus. Was da der Wirt und die Gäste für Augen machten! Und besonders die drei vornehmen Fräulein, die auch in dem Wirtshaus übernachten wollten. »Was für ein schönes Tierchen!« sagten sie bewundernd und baten und baten den Baltes, er solle ihnen doch eine Feder von seiner goldenen Ente schenken. Er schlug ihnen aber ihren Wunsch ab, denn er mochte seiner Ente die kostbaren Federn nicht ausrupfen. Da baten die drei Fräulein den Wirt, er solle sie heute nacht in dem Zimmer neben dem Fremden schlafen lassen, und er sagte es ihnen zu. Um Mitternacht, als die Mädchen dachten, der Baltes schlafe fest, stiegen sie leise aus ihren Betten und schlichen in sein Zimmer. Der Mond schien zum Fenster herein, gerade auf die goldene Ente, die neben ihres Herrn Bett auf dem Stuhle hockte, den Kopf unter den Flügel gesteckt. Gerade wollten ihr die drei Mädchen einige Federn ausrupfen, da schrie die Ente: »Quaak, quaak!« so laut sie nur konnte. Sogleich wachte Baltes auf und sprach: »Gute Gonda! Es bleibe an dir hangen, was bei dir ist!« Da mußten die drei Mädchen im Hemde die ganze Nacht bei der Ente stehenbleiben. Und als der Baltes am andern Morgen drunten frühstücken wollte und seiner Ente rief: »Gute Gonda, komm herunter und was bei dir ist!«, da mußten die Mädchen auch in die Wirtsstube herab und im Hemd frühstücken. Und als der Baltes darauf seines Weges weiterging, hatten sie keine andere Wahl als ihm und seiner Ente hintendrein zu laufen, mochte es auch gehen wohin es wollte.

Nach einiger Zeit kam Baltes in ein Dorf. Da schaute gerade der Pfarrer zum Fenster heraus, sah den Baltes mit der Ente und den drei Mädchen und rief: »Ei! Ei! Bedenkt doch, ihr großen Mädchen! Schämt ihr euch denn nicht, auf offener Straße im Hemd zu gehen?«, kam aus dem Haus gelaufen, faßte die letzte bei der Hand und wollte sie samt den beiden andern mit sich nehmen. Der Baltes aber sagte nur: »Gute Gonda, es bleibe an dir hangen, was bei dir ist!«, und da mußte der dicke Pfarrer ebenfalls mit, so sehr er sich auch wehrte und um Hilfe schrie.

Darauf zogen sie durch einen andern Ort, wo sieben Maurer an einem neuen Hause arbeiteten. Wie die den Zug sahen, liefen sie

mit ihren Maurerkellen herbei und wollten die Mädchen befreien helfen. Der Baltes aber rief wieder seiner Ente zu: »Gute Gonda, es bleibe an dir hängen, was bei dir ist!« Da konnten die sieben Maurer nicht mehr weg und mußten auch mitziehen.

Als sie so eine Weile gegangen waren, kamen sie in eine Stadt, in der eine große Bäckerei war. Die Bäcker Gesellen sahen den wunderlichen Zug daher kommen, und als sie die drei Mädchen im Hemd erblickten, wollten sie ihnen beistehen. Sogleich kamen alle fünfunddreißig Gesellen mit ihren Backschaufeln aus dem Hause gesprungen und faßten zu. Baltes aber sprach nur: »Gute Gonda, es bleibe an dir hängen, was bei dir ist!«, und da mußten sich auch die fünfunddreißig Bäcker Gesellen dem Zug anschließen.

Am Abend kehrte Baltes mit seiner goldenen Ente und ihrem lustigen Anhang in einem Wirtshaus ein, um zu übernachten. Er ließ sich ein Nachtessen richten und unterhielt sich hernach beim Wein noch eine Zeitlang mit ein paar vornehmen Gästen aus der Stadt. Dabei vernahm er eine gar sonderbare Kunde; Der König habe eine Tochter, so erzählte einer, die sei so ernst, daß sie in ihrem Leben noch nie gelacht habe. Darum habe der König beschlossen, daß derjenige die Prinzessin zur Frau bekommen solle, der sie zum Lachen bringen könne. »Ei, das wäre was für mich!« dachte da der Baltes bei sich. »Eine Königstochter zur Frau haben, würde mir nicht übel passen!« Ging also am andern Morgen ins Schloß, meldete sich beim König und sagte, er, der Baltes, getraue sich wohl, die Prinzessin zum Lachen zu bringen. Darüber war der König sehr erfreut und hieß ihn am andern Tag um zehn Uhr mit seinen Leuten vors Schloß kommen.

Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne strahlte hell und warm, und in den Parkbäumen sangen die Vögel um die Wette. Die schöne Königstochter stand mit ihren Hoffräulein auf dem Altan und sah von dort herab den seltsamen Zug in den Schloßhof einziehen: die goldene Ente, die drei Jungfern im Hemd, den dicken Pfarrer, die sieben Maurer mit ihren Kellen und die fünfunddreißig Bäcker Gesellen mit ihren Schaufeln; alle aneinanderhängend wie bunte Perlen an einer Schnur. »Ei, so was! Ei, so was!« jauchzte die Prinzessin und mußte sich vor Lachen wahrhaftig an ihrer Kammerjungfer festhalten. Sie lachte, daß ihr die Tränen nur so über die Backen herunterkugelten. Als dies der König sah, war er froh und sprach: »Wie bin ich nun auf

meine alten Tage glücklich, daß mein liebes Töchterchen das Lachen gelernt hat.« Dann ging er selber in den Schloßhof hinunter, bedankte sich beim Baltes, ließ ihn schöne und kostbare Kleider anlegen und führte ihn der Prinzessin entgegen. Wurde das eine herrliche und fröhliche Hochzeit! Die Prinzessinbräut lachte und strahlte wie die aufgehende Sonne, und sie lachte von nun an viel und von Herzen gerne; besonders als sie übers Jahr ein Kind auf ihren Armen wiegte. Als der alte König starb, wurde Baltes sein Nachfolger und regierte an der Seite seiner lieben Königin viele Jahre in Glück und Frieden.

Der lustige Ferdinand mit dem Goldhirsch

Es war einmal ein Soldat, der war immer lustig und guter Dinge, obwohl er nur wenig zu beißen hatte. Die Groschen und Kreuzer wollten nie lange in seiner Tasche bleiben, so daß oft Schmalhans Koch bei ihm war. Doch ließ er sich das nicht verdrießen und blieb trotzdem immer lustig und frohen Mutes. Darum nannten ihn auch seine Kameraden den lüstigen Ferdinand.

Als er nun eines Tages vor der Tür des Königs die Wache hatte, betrachtete er sich einmal so recht das schöne Schloß mit seinen vielen Kostbarkeiten. Und wie er dazuhin noch alle die vornehmen Herren sah, die da aus- und eingingen und dem König zu Diensten waren, da dachte er: »So ein König hat es doch gut! Der hat Geld genug, und für Geld kann man ja alles in der Welt haben. Ach, hätt' ich nur Geld; ich wüßte wohl, was ich täte!« Wie nun dem lustigen Ferdinand diese Gedanken so im Kopf herumgingen, gerade aber niemand da war, dem er sie hätte mitteilen können, nahm er ein Stück Kreide und schrieb an die Tür, die zum Zimmer des Königs führte:

Das Geld
bezwingt die ganze Welt.

Als der König später ausging und die Türe abschloß, las er diese Worte und ließ eine strenge Untersuchung anstellen, wer das geschrieben habe. Da gestand es der lustige Ferdinand sogleich ein. Der König ließ ihn zu sich kommen und stellte ihn darüber zur Rede. Der lustige Ferdinand sagte ganz treuherzig: »Das habe ich nur so hingeschrieben, weil ich auf Posten nicht habe sprechen dürfen und doch den Gedanken nicht loswerden konnte.« Weil der König ein guter und gnädiger Herr war, verzieh er ihm; wollte ihm dann aber beweisen, daß er mit seinen Gedanken vom Geld eben doch auf dem Holzweg sei. Doch der lustige Ferdinand wußte den König immer zu widerlegen und sagte endlich sogar: »Herr König, wenn ich nur Geld genug hätte, so wollte ich alles erreichen, es möchte sein, was es auch wollte! Sogar Eure Tochter wollte ich zur Frau bekommen und selbst noch König werden!«

Diese Rede eines gemeinen Soldaten verdroß zwar den König, doch ließ er sich's nicht anmerken und sagte: »Um dich zu widerlegen, will ich eine Wette mit dir eingehen: Du sollst ein ganzes Jahr lang so viel Geld haben, wie du verlangst. Kannst du während dieser Zeit die Liebe meiner Tochter gewinnen – gut, so sollst du sie haben. Will sie dich dann aber nicht, so kostet's dir den Kopf! Jetzt besinne dich wohl!« Der lustige Ferdinand besann sich aber nicht lange und ging die Wette mit dem König ein. Darauf erhielt er vom König den Schlüssel zur Schatzkammer, ging hin und nahm sich fürs erste so viel Geld, als er nur heimtragen konnte. Nun aß und trank er jeden Tag das Feinste, das überhaupt aufzutreiben war, lud seine Kameraden zu sich ein, fuhr in der Kutsche aus, ging auf Reisen und sah und genoß für das viele Geld alles, was das Herz begehrte. Um die schöne Prinzessin aber kümmerte er sich gar nicht.

Die war unterdessen nicht so vergnügt wie der lustige Ferdinand. Um sie nämlich vor allen unliebsamen Bewerbern zu schützen, hatte der König sie auf eine kleine Insel in der Nähe des Schlosses bringen lassen und den Wächtern streng geboten, ja keinen Mann zu Besuch bei ihr einzulassen. So lebte nun die Prinzessin auf der Insel wie in einem Gefängnis und hatte oft Langeweile.

Eines Tages kam der lustige Ferdinand wieder in die königliche Schatzkammer und füllte seine leeren Taschen mit Gold. Da fragte ihn der König, wie es ihm gehe. »Gut! Recht gut, Herr König!« antwortete er. »Das freut mich«, sagte der König. »Vergiß aber die Wette nicht, die du mit mir abgeschlossen hast! Nur noch ein halbes Jahr hast du übrig, um das Herz meiner Tochter zu gewinnen; gelingt dir dies nicht, so kostet's dir unfehlbar das Leben!«

Ferdinand blieb guten Muts, dachte aber bei sich: »Es ist wahr, du mußt dich jetzt ,wohl nach der Prinzessin umsehen.« Er suchte einen Goldschmied auf, der so geschickt war, wie kein anderer Meister auf der ganzen Welt, und sagte zu ihm: »Hört, Meister! Ihr müßt mir einen goldenen Hirsch schmieden! Er muß so groß sein wie ein rechter Hirsch, mit großem, zackigem Geweih, im Innern aber muß er hohl sein, so daß sich ein Mann darin verbergen kann!« Das Gold dazu holte Ferdinand aus der Schatzkammer des Königs. Es dauerte gar nicht lange, da war der Hirsch fertig,

und er war so überaus schön geworden, daß man wohl nirgends etwas Herrlicheres sehen konnte.

Durch eine geheime Tür, die niemand fand, der sie nicht wußte, kroch der lustige Ferdinand in den Bauch des goldenen Hirsches und nahm zugleich seine Zither mit, die er sehr schön zu spielen verstand. Er hatte dem Goldschmied die Geschichte mit der Wette erzählt und ihm alles entdeckt, was er im Sinne hatte; hatte ihn auch für viel Geld dazu bewogen, daß er den Goldhirsch aufs Schloß brachte und ihn dem König zeigte. Der konnte sich nicht genug darüber wundern. Und als erst der Goldschmied ein bestimmtes Zeichen gab und darauf im Bauche des Hirsches eine Zither anfang zu spielen, da wußte der König nicht, was er vor Staunen und Entzücken sagen sollte. Auch die Königin war ganz außer sich vor Freude und bat ihren Gemahl, er solle doch den Hirsch kaufen und ihn der Tochter auf die Insel schicken, daß sie sich damit unterhalten könne. Der König sagte: »Ja, das will ich gerne tun«, kaufte den Goldhirsch und ließ ihn sogleich der Prinzessin bringen. Die freute sich sehr über das Geschenk, ließ den Hirsch immer und immer wieder die Zither schlagen und konnte sich nicht genug satt hören an seinem Spiel, bis sie endlich müde wurde und einschlief.

Da öffnete der lustige Ferdinand leise die geheime Tür und schlüpfte heraus und besah sich die Prinzessin, die in ihrem Bette lag und ruhig schlief. Sie war so wunderschön, daß er seine Augen nicht von ihr wegzuwenden vermochte und es endlich nicht lassen konnte, ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Davon erwachte die Prinzessin und erschrak bis ins Herz hinein, als sie einen Mann vor ihrem Bett stehen sah. Ferdinand aber sagte ihr sogleich, wer er sei und bat sie inständig, ihn doch nicht zu verraten. Er wolle ihr auch alle Tage' vorspielen, so viel und so lange sie es nur zu hören wünsche. Die schöne Prinzessin versprach es ihm endlich, wenn er immer hübsch still in seinem Versteck bleibe. Das wolle er gerne tun, sagte er und verkroch sich alsbald wieder in den Bauch des Hirsches.

Am andern Morgen konnte die Prinzessin es fast nicht erwarten, bis sie den goldenen Hirsch wieder spielen hörte. Auch der König kam, hörte zu und freute sich, weil seine Tochter so vergnügt war. Ja, sie sagte zu ihrem Vater, sie glaube, daß sie nun gewiß keine Langeweile mehr auf der einsamen Insel haben werde.

Am Abend, als die Prinzessin wieder ganz allein war und zu Nacht aß, machte der lustige Ferdinand leise die Tür auf und fragte: »Prinzessin> ach liebe Prinzessin, darf ich nicht ein wenig herauskommen? Ich habe solchen Hunger! Seit gestern habe ich nichts mehr gegessen und heute habe ich so viel spielen müssen.« Da erlaubte ihm die Prinzessin herauszusteigen und mit ihr zu essen. Und wie sie ihn nun genauer betrachtete und sich mit ihm unterhielt, da gefiel er ihr recht gut und immer besser, so daß sie es gern geschehen ließ, als er sie zuletzt in den Arm nahm und küßte. Inzwischen war es spät geworden und die Prinzessin ging zu Bett. Da klagte ihr der lustige Ferdinand, wie sehr ihn sein Rücken schmerze, weil er im Bauche des Goldhirsches immer krumm liegen müsse und wie erbärmlich er in der letzten Nacht gefroren habe. Da ließ die Prinzessin ihn mit unter ihre Decke schlüpfen, und beide hatten sich dann recht herzlich lieb und versprachen sich, daß sie nie mehr voneinander lassen und immer beisammenbleiben wollten.

Fünf Monate waren nun schon dahingegangen. Den lustigen Ferdinand sah man nirgends mehr, und der König meinte, er werde wohl wieder auf Reisen sein. Da wurde die Prinzessin krank und von Tag zu Tag blasser und kränker, so daß der König ihr seinen Leibarzt schickte, damit er sie untersuchen und ihr ein Mittel verschreiben solle. Der Doktor aber schüttelte den Kopf, ging zum König und sprach: »Der Prinzessin kann ich nicht helfen. Die wird in ein paar Monaten, wenn sie ein kleines Kind bekommen hat, schon von selbst wieder gesund werden.« Darüber wurde der König so böse, daß er den Arzt ins Gefängnis werfen ließ. Dann schickte er einen andern Doktor zu der Prinzessin. Der sagte das gleiche wie der erste und wurde ebenfalls dafür eingesperrt. Und so ging es noch einigen andern, bis endlich der König selbst seine Tochter besuchte und sie fragte, ob sie denn heiraten und bald Hochzeit halten wolle. Die Prinzessin sagte: »Ich habe schon Hochzeit gehalten, lieber Vater.« Und als der König fragte, wer denn ihr Gemahl sei, antwortete sie: »Der lustige Ferdinand, den du mir ja selbst in dem goldenen Hirsch geschenkt hast.« Bei diesen Worten öffnete sie die geheime Tür und ließ ihn heraussteigen. Da ärgerte sich zwar der König zuerst, konnte aber doch sein Wort nicht brechen, weil die Prinzessin erklärte, daß sie nie einen andern Mann lieben und heiraten möge. Und so hat der lustige Ferdinand, noch

ehe das Jahr um war, seine Wette gewonnen; er hielt Hochzeit mit der Prinzessin und ist nach dem Tode ihres Vaters auch noch König geworden.

Der Glücksvogel

In einem Dorf lebte einmal ein Bäuerlein, das hatte nur ein paar magere Äcker und Wiesen und eine einzige Kuh im Stalle. Ihm und seinem Weib war aber das wenige, das sie besaßen, genug. Sie waren zufrieden, lebten glücklich miteinander und zeigten den Leuten stets ein freundliches Gesicht. Sie schafften fleißig vom Morgen bis zum Abend, waren sparsam und vorsorglich und brauchten darum nie jemand um Hilfe anzugehen. So schien das Bäuerlein mit seinem Wenigen wahrhaftig wohlhabender zu sein als die viel größeren und reicheren Bauern der Nachbarschaft. Gerade darum aber waren ihm seine Nachbarn spinnefeind. Sie suchten ihm Schaden zuzufügen, wo sie nur konnten, und zuletzt trieb einige von ihnen der Neidteufel so weit, daß sie nachts in den Stall des Bäuerleins einbrachen und die einzige Kuh totschlugen. Der arme Mann war traurig, dachte aber, daß die Kuh wohl an einer plötzlichen, schlimmen Krankheit gestorben sei. Er schaffte sie am Abend in den Wald, zog ihr das Fell ab und vergrub sie.

Wie er nun, die Kuhhaut wie einen Mantel über sich geworfen, durch den Wald nach Hause ging, stieß er unversehens auf drei Räuber; die hockten auf einem Baumstumpf und zählten ihr gestohlenen Geld. Als die Spießgesellen die sonderbare Gestalt daherkommen sahen, kam ihnen das Grausen. Sie nahmen die Beine unter den Arm und liefen davon; denn sie hielten den, der da auf sie zukam, für den leibhaftigen Gottseibeius. Das Bäuerlein aber steckte gemütlich die dahintengelassenen Goldstücke in die Tasche und ging heimzu. Die Nachbarn wunderten sich nicht wenig über das viele Geld und fragten ihn, wie er dazu gekommen sei. Da erzählte er ihnen wahrheitsgetreu, wie alles zugegangen war.

Da schlugen die neidischen Bauern des Dorfes alle ihre Kühe tot und vergruben sie im Wald. Dann warfen sie sich auch die Häute über den Rücken und schlichen auf den großen Baumstumpf zu, um den drei Räubern das gestohlene Geld abzujagen. Doch – wer sich nicht blicken ließ, waren die Räuber. Darüber ergrimten die Bauern sehr. »Daran ist nur sein Weib

schuld, die Hexe!« sagten sie untereinander, gingen in ihrem Zorn hin und erschlugen die Nachbarsfrau.

Da stand nun das arme Bäuerlein vor seiner toten Frau, wußte nicht was tun und dachte schließlich: »Ich will sie mit in die Stadt nehmen.«

In seinem Garten waren gerade die Äpfel reif geworden. Er schüttelte sie, lud einen Wagen voll auf, setzte sein totes Weib oben drauf und fuhr los. In der Stadt stellte er den Wagen auf den Markt, so, als ob sein Weib die Äpfel zu verkaufen habe, und setzte sich dann nahe dazu zwischen abgeladene Säcke. Kaum war eine Weile vergangen, kam ein vornehmer Herr mit einem Stock daher, blieb vor dem Wagen stehen und fragte die Bäuerin, die dasaß und sich nicht rührte, wie teuer sie ihre Äpfel verkaufe. Die aber sagte nichts und blieb stumm. Er fragte noch einmal und erhielt wieder keine Antwort. Als sie ihn zum drittenmal ohne Antwort ließ, wurde er ungehalten und stach sie mit der Spitze seines Stockes in die Seite. Da fiel das Weib vom Wagen, blieb am Boden liegen und rührte sich nicht mehr. Im Augenblick war der Bauer herbeigesprungen, packte den Mann von hinten und schrie: »So! So! Ihr habt mein Weib totgeschlagen! Das sollt Ihr teuer bezahlen!« Da mußte der vornehme Herr wohl oder übel ein Häuflein Goldfuchse aus seinem Beutel tun, um den Bauern loszuwerden.

Als nun die Nachbarn daheim erfuhren, auf welche Weise er schon wieder zu so viel Geld gekommen, trieb sie der Neidteufel noch ärger. Sie schlugen ihre Weiber tot, setzten sie auf die Wagen und fuhren mit ihnen im Galopp auf den Markt in die Stadt. Wer aber vergebens auf den Herrn mit dem Stock wartete, waren die dummen und habsüchtigen Nachbarn des Bäuerleins. Nun waren sie nicht nur voller Ärger, weil sie nicht auch reich geworden waren, sondern schoben auch ihrem Nachbarn die Schuld daran zu, daß sie keine Weiber mehr hatten. Darum beschlossen sie untereinander, ihn aus der Welt zu schaffen. Sie griffen ihn, steckten ihn in einen Sack und trugen ihn hinaus, um ihn im Dorfteich zu ersäufen. Weil aber gerade ein Schäfer mit seiner Herde die Landstraße daherkam, lehnten sie den Sack derweil an einen Baum und gingen wieder dorfeinwärts. Als der Schäfer vorüberging, rief der Bauer im Sack: »Oh, wie glücklich bin ich! Oh, wie glücklich bin ich und kann's doch nicht brauchen!«

Verwundert hielt der Schäfer an und fragte den im Sack drin um Bescheid, was seine Rede bedeute. »Ei«, sagte das Bäuerlein, »die Leute im Ort wollen mich mit Gewalt zu ihrem Schulzen machen, und weil ich nicht will, haben sie mich in diesen Sack gesperrt, bis ich mürb werde und ja sage.« – »So?« sagte der Schäfer, »da wär' ich schon anders. Ich würde für mein Leben gern Schulze werden.« – »Das könnt Ihr«, versetzte das pfiffige Bäuerlein; »dann müßt halt Ihr in den Sack schlüpfen; und wenn sie wiederkommen und Euch fragen: ›Willst du noch nicht Schulze werden?‹, dann könnt ja Ihr an meiner Stelle antworten: ›Ja, ich will euer Schulze sein.« Der Schäfer war mit diesem Anerbieten gleich einig und kroch in den Sack. Das Bäuerlein aber versteckte sich hinter einem Weidenbusch. Da kamen auch schon die Bauern daher. Sie dachten, der Schäfer sei für einen Augenblick weggegangen, so daß sie inzwischen ihr Vorhaben am besten ausführen könnten, und warfen den Sack ins Wasser. Wer aber über eine kleine Weile mit einer Schafherde zum Dorf hereinfuhr, das war unser Glücksvogel.

Jetzt rissen die Nachbarn ihre Augen sperrangelweit auf vor Erstaunen, drängten herzu und fragten, wie er denn dazu gekommen sei; da gehöre doch mehr Glück dazu, als wenn einem gar der Holzschlegel auf dem Speicher kälbere. »Wir haben dich doch in den Teich geworfen, und dazuhin in einem zugebundenen Sack. Und jetzt kommst du mit einer Schafherde ins Dorf gezogen. Soll das vielleicht mit rechten Dingen zugehen?« sagten sie. – »Ja«, entgegnete der Schlaukopf, »hört zu, wie das ging«, und erzählte: Wie er auf dem Grund des Teiches angekommen sei, habe ein kleines Seemännlein den Sack aufgebunden und ihn herausgelassen. Da sei er tief unter dem Wasser mitten in einem wunderschönen Land gestanden. Vieh- und Schafherden in Menge seien dort auf der Weide gegangen. Das Männlein habe freundlich zu ihm gesagt, er solle sich doch eine Herde auslesen, wenn er Gefallen dran habe. »Da hab' ich mir die Schafherde hier ausgesucht und bin heimgefahren.«

Da wollten die neidischen Nachbarn auch so schöne Schafherden haben und liefen so schnell sie konnten an den Dorfweiher hinaus. Sie drängten und schoben und stritten sich, denn jeder wollte zuerst ins Wasser. »Halt!« rief da der Schulze. »Mir als der Obrigkeit gebührt der Vortritt, und das von Rechts

wegen! Ich springe zuerst in den Teich und ihr folgt mir, wenn ich rufe: »Kommet!« Was tat es da für einen gewaltigen Plumps, als der dicke Schulze ins Wasser fiel! Die Bauern, die mit gespitzten Ohren standen und auf den Befehl ihres Schulzen warteten, meinten, als sie den lauten Plumps hörten, es habe »kommet!« gerufen und plumpsten alle kopfüber in den Teich wie Frösche. Herausgekommen aber ist keiner mehr. Das arme Bäuerlein aber war nun reich und alleiniger Herr im Doff, und wenn unser Glücksvogel nicht gestorben ist, lebt er heute noch.

Der Kaufmannssohn und die Königstochter

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte einen einzigen Sohn, der schon als Knabe keinen größeren Wunsch kannte, als einmal eine Reise nach Indien machen zu dürfen. Weil er aber noch so jung war und weil sein Vater fürchtete, es könnte ihm auf einer so großen Seereise ein Unglück zustoßen, erlaubte er ihm nicht, die weite Fahrt anzutreten. So mußte er voll Sehnen und Ungeduld warten, bis er zwanzig Jahre alt geworden war.

Da kam eines Tages zu dem Kaufmann ein Bote mit der Nachricht, daß sein Schiff, das vielerlei kostbare Waren aus dem fernen Osten bringen sollte, untergegangen sei. Der Kaufmann war über den schweren Verlust so betrübt, daß er drei Nächte lang nicht schlafen konnte und sich gar nicht mehr zu fassen wußte. Da trat der Sohn zu ihm und sprach: »Lieber Vater, ich habe auch lange über die schlimme Botschaft nachgedacht – und glaube sie nicht. Es ist schon mancher um ein Schiff betrogen worden, indem man ihm fälschlich berichtet hat, es sei in einen Sturm geraten oder auf eine Klippe gelaufen und gesunken. Laß mich nach Indien reisen, um mich an Ort und Stelle nach dem Schicksal unseres Schiffes zu erkundigen. So können wir am ehesten erfahren, ob ein Betrug geschehen ist.« Der Vater billigte den Rat, und der Sohn trat die Reise an.

Viele Tage schon war das Schiff unterwegs, als es endlich in einer großen, fremden Hafenstadt anlegte. »Das muß die Hauptstadt von Indien sein, in der auch der König sein Schloß hat, denn eine herrlichere Stadt kann es kaum geben!« dachte der Kaufmannssohn. Er fragte einen der Seeleute, und es zeigte sich, daß er richtig vermutet hatte. Also stieg er vom Schiffe und mietete sich im schönsten Gasthof ein Zimmer. Es lag hoch über dem Markt und den vier Hauptstraßen der Stadt, und er stand oft am Fenster und sah auf das bunte Gewimmel da drunten. Eines Tages drang plötzlich ein gewaltiger Lärm an sein Ohr. Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Scharen von Männern, Weibern und Kindern drängten sich zu beiden Seiten der Straße, durch die ein Eselsgespann eine zusammengerollte Kuhhaut schleifte. »Was soll das bedeuten?« fragte der Kaufmannssohn den Wirt. »Das will ich Euch erklären«, sagte der. »Ein Kaufmann unserer Stadt

hat gewuchert und gepraßt und riesige Schulden gemacht, um die er dann seine Gläubiger betrogen hat. Ein solch übler Betrüger aber wird nach unserem Gesetz aufgehängt; seine Leiche wird in eine Kuhhaut genäht, durch die Stadt geschleift und dann den Vögeln zum Fraße vorgeworfen. Nur wenn einer bereit ist, den dritten Teil der Schulden des Verurteilten zu bezahlen, gibt das Gericht den Leichnam frei und läßt ihn begraben.« – »Gut, so will ich mich für die arme Seele einsetzen«, sprach der Kaufmannssohn, ging zum Richter, bezahlte das Drittel der Schuld und sorgte dafür, daß die Leiche dem Brauche gemäß in die Erde gelegt wurde.

Nun aber ging der Kaufmannssohn endlich daran, sich nach dem Schiff seines Vaters zu erkundigen. Tagelang reiste er von Hafen zu Hafen und fragte alle Handelsherren und Seeleute, die ihm begegneten, ob sie nichts Näheres über das Schicksal des Schiffes wüßten. Alle seine Bemühungen aber blieben vergebens, und so schiffte er sich wieder ein und fuhr in seine Heimat zurück. Als sie sieben Tage unterwegs waren, ging das Schiff in einem kleinen Hafen vor Anker, und der Kaufmannssohn suchte ein Wirtshaus auf, um dort bis zur Weiterfahrt Herberge zu nehmen. Als er zu Nacht gegessen hatte, traten zwei wild und verwegen aussehende Burschen mit einem schönen Mädchen in die Schankstube und setzten sich zu ihm an den Tisch. Sie gerieten bald ins Gespräch und fragten einander auch nach dem Woher und Wohin. »Wollen wir uns nicht die Zeit ein wenig mit Würfelspiel vertreiben?« fragten die Burschen. »Mir kann es gleich sein«, antwortete der Kaufmannssohn, spielte mit und hatte so großes Glück, daß er den beiden ihr ganzes Geld abgewaun. Da baten sie ihn: »Kauf uns das Mädchen da ab, daß wir wenigstens das Geld haben, um weiterreisen zu können!« Da merkte der Kaufmannssohn, daß sie das Mädchen geraubt hatten, zählte fünfzig Golddukatens auf den Tisch und nahm die schöne Fremde mit auf sein Schiff. Er fragte sie nach ihrer Heimat und erklärte sich gerne bereit, sie auf dem nächsten Wege dorthin zu bringen. Doch sie verriet ihm weder ihren Namen, noch woher sie war, sondern bat ihn herzlich, sie mit in seine Heimat zu nehmen; sie würde gewiß gerne zu ihrem Vater zurückkehren, doch es sei ein anderes, was sie an eine Heimkehr nicht denken lasse: Ein alter, häßlicher und gewalttätiger Edelmann wolle sie heiraten und habe sie sicher durch die beiden Seeräuber

entführen und mit Gewalt in sein Haus schaffen lassen wollen. Lieber aber möchte sie sterben, als diesem bösen Manne angehören. »Das begreife ich wohl, liebes Mädchen«, sagte darauf der Kaufmannssohn. »So komm nur mit mir; ich will dich beschützen, und du sollst es immer gut bei mir haben.«

Der Vater aber machte ein bitterböses Gesicht, als er den Sohn mit dem fremden Mädchen ankommen sah, und verlangte, daß er es sogleich wieder aus dem Hause schaffe oder selber gehe. Da verließ der Sohn das väterliche Haus, kaufte sich in einer abgelegenen Gasse einen kleinen Laden und richtete ein eigenes Handelsgeschäft ein. Das Mädchen führte ihm den Haushalt und half auch fleißig im Laden mit, und war so sparsam und sorgte so gut für ihren Herren, daß er schon nach kurzer Zeit seine Schulden bezahlen konnte.

Als der Vater dies erfuhr und hörte, wie sehr jedermann das Mädchen lobte, beschloß er, sich selbst davon zu überzeugen. Damit ihn niemand erkenne, verkleidete er sich und ging eines Morgens, als sein Sohn gerade abwesend war, in den Laden, um ein Stück Tuch zu kaufen. Die schöne Verkäufenn legte ihm allerlei Muster vor. »Sie gefallen mir wohl, aber sie sind mir zu teuer«, sagte er und versuchte den Preis herunterzuhandeln. Aber sie ließ nicht einen Groschen nach und sagte, sie dürfe ohne den Willen ihres Herrn das Tuch nicht billiger hergeben. Da ging der Vater wieder aus dem Laden, ohne etwas gekauft zu haben. Für sich aber dachte er: »Das ist doch ein ordentliches Mädchen. Es ist freundlich und ehrlich und dazu auf den Vorteil meines Sohnes bedacht.« Darum versöhnte er sich wieder mit den beiden und war auch damit einverstanden, daß sein Sohn das fremde Mädchen zur Frau nahm.

Zwei Jahre waren sie nun schon verheiratet, da brachte ein Schiff, das von fernen Ländern kam, die Kunde, daß der König von Indien seine Tochter suche, die von Seeräubern entführt worden sei. Wer sie ihm lebendig zurückbringe, solle sie zur Frau bekommen und König von Indien werden. Als die junge Frau dies hörte, dachte sie: »Es wäre doch besser, Königin von Indien zu sein, als bloß die Frau eines einfachen Kaufmanns.« Und als ihr Mann nach Hause kam, erzählte sie ihm, wer sie eigentlich sei und bat ihn, Hab und Gut zu verkaufen, sie zu ihrem Vater nach Indien zurückzubringen und dort König zu werden. »*Den Wunsch*

erfülle ich dir von Herzen gerne!« sagte er, verkaufte sein Haus, nahm Abschied vom Vater und fuhr mit ihr übers weite Meer nach Indien.

Nach vielen Tagen sahen sie endlich eine Küste, die ihnen recht bekannt vorkam, und wahrhaftig: nach einiger Zeit landeten sie in demselben Hafen, wo einst der Kaufmannssohn den beiden Seeräubern die Prinzessin abgekauft hatte. Sie sprachen eben miteinander von jener Zeit, als ein großes Segelschiff in den Hafen einfuhr und dicht neben ihrem eigenen Schiffe die Anker auswarf. Der Herr des Schiffes war aber kein anderer als jener Edelmann, der die Prinzessin mit Gewalt zu seiner Frau machen wollte. Er war wirklich so alt und häßlich, wie die Prinzessin ihn geschildert hatte, und man sah es ihm an, daß er ein hartes und finsternes Herz in sich trug. Auf seinen Befehl ergriffen die Matrosen den Kaufmann, fesselten ihn an ein Balkenstück und warfen ihn ins Meer, wo ihn die Wellen auf die hohe See hinaustrieben. Dann ließ er die Prinzessin auf sein Schiff bringen, trat in ihre Kammer, die er hinter sich abschloß, und sprach: »Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so schwört mir hier, daß Ihr Eurem Vater berichten werdet, *ich* hätte Euch aus den Händen der Seeräuber befreit! Wagt es ja nicht, auch nur ein einziges Wort von jenem Menschen zu erzählen, von dem Ihr sagtet, daß er Euer Mann sei! Es könnte Euch sonst übel ergehen !« Was konnte die arme, hilflose Prinzessin anders tun, als Ja sagen und sich in ihr Schicksal ergeben? – Das Schiff lichtete die Anker, fuhr auf das offene Meer hinaus und landete nach sieben Tagen im Hafen der indischen Hauptstadt. Als der König seine verlorenglaubte Tochter wiedersah, kannte er sich fast nicht mehr vor Freude und Glück und ließ sogleich alles vorbereiten, um sie mit dem reichen Edelmann zu vermählen und ihm das Reich zu übergeben.

Wie war es unterdessen dem Kaufmannssohn ergangen? Drei Tage und drei Nächte wurde er von den Wellen hin und her geworfen, und war nahe daran, zu sterben. Da kam mit einemmal ein riesiger Vogel herbeigeflogen, ließ sich bis dicht über die Wellen herab und trieb mit seinem Flügeischlag den Balken auf eine Sandbank am Meeresufer. Dann hackte er mit dem Schnabel die Stricke entzwei und sprach: »Ich bin der Geist des Kaufmanns, den du einst hast begraben lassen. Zum Dank dafür

will ich dir nun in deiner Not helfen. Geh in die Hauptstadt und melde dich im königlichen Schloß. Der König sucht einen Maler, der im Laufe von drei Tagen den großen Saal des Schlosses mit Bildern auszuschnücken vermag, und er will dem, der die Aufgabe löst, hunderttausend blanke Goldstücke bezahlen und ihn zu seinem Hofmaler machen. Nimm diese Arbeit an; sie wird dir gelingen! Du mußt nur dafür sorgen, daß niemand in den Saal gelangen kann! Verschließe die Tür und öffne ein Fenster. Für alles Weitere laß mich sorgen.« Als der Vogel dies gesagt hatte, flog er fort und verschwand in den Wolken.

Als der Kaufmannssohn in die Königsstadt eintrat, herrschte darin lauter Jubel und große Fröhlichkeit, und alle Straßen waren festlich geschmückt; denn in drei Tagen sollte die Hochzeit der Prinzessin stattfinden. Der König führte ihn in den Saal und fragte ihn, ob er Meister genug sei, Decke und Wände binnen drei Tagen zu bemalen, und versprach ihm auch, daß niemand ihn bei der Arbeit stören solle.

Als er gegangen war, verriegelte der Kaufmannssohn die Tür und öffnete eines der Fenster. Da kam auch schon der Vogel mit einem Schwert im Schnabel angefliegen und sagte: »Nimm das Schwert und hau mir den Kopf ab.« – »Nein, das kann ich nicht! Du hast mir nur Gutes getan«, sagte erschrocken der Kaufmannssohn. »Tust du es nicht, so kann ich dir auch nicht helfen«, sprach der Vogel. Da nahm er das Schwert, schlug zu und sank sogleich ohnmächtig zu Boden.

Am Morgen des dritten Tages erwachte er und sah, daß der ganze Saal ohne sein Zutun fertig bemalt war. An der Decke waren Himmel, Sonne, Mond und Sterne dargestellt, an den Wänden aber erkannte er zu seinem Erstaunen seinen eigenen Lebenslauf, von seiner ersten Reise nach Indien bis heute. Während er noch die Bilder betrachtete, suchte ihn der König voller Erwartung auf. Seine Tochter, die ihn begleitete, erkannte auf den ersten Blick ihren Mann, den sie so lange vermißt hatte. Voller Freude fanden sich die beiden wieder und erzählten dem König alles, was ihnen begegnet war. Dieser beschloß, den falschen Edelmann auf die Probe zu stellen und ließ ihn am nächsten Tage zur Hochzeit kommen, als ob nichts vorgefallen sei. Als alle Gäste erschienen waren, führte er sie und den Edelmann in den Saal mit den bemalten Wänden und sprach:

»Wer mir erklären kann, was diese Bilder bedeuten, der soll meine Tochter zur Frau bekommen und König von Indien werden.« Nun gab es ein großes Raten, denn mancher der Gäste hätte sich gerne den schönen Preis verdient. Auch der Edelmann wollte auf die Prinzessin nicht so leichthin verzichten; doch so sehr er sich auch anstrengte, er konnte nicht herausfinden, was die Bilder bedeuteten. Da gab endlich der Kaufmannssohn die richtige Deutung des Rätsels und wies nach, wie ein jedes der Bilder einen Augenblick seines eigenen Schicksals zum Gegenstand hatte. Da erkannten alle, wie schmachlich der Edelmann den König betrogen hatte und daß der Kaufmannssohn der rechtmäßige Gemahl der Prinzessin war.

Zur selben Stunde noch wurde der Edelmann auf Befehl des Königs ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt. Der Kaufmannssohn aber feierte zum zweitenmal Hochzeit mit der Königstochter und wurde bald darauf König von Indien.

Die Reise zum Vogel Greif

Es war einmal ein reicher Graf, der reiste um sein Leben gerne in der Welt umher. Dabei mußte ihn stets sein Lieblingsdiener begleiten, der ihm schon sieben Jahre treu und fleißig Dienste tat, und den er darum auch von Herzen gern hatte. Einmal aber, als sie wieder fern der Heimat auf Abenteuer aus waren, ließ sich der Diener ein Versehen zuschulden kommen. Darüber geriet der Graf in einen solchen Zorn, daß er den Burschen nicht mehr sehen konnte. Er schickte ihn heim und gab ihm einen Brief an seine Frau mit. Darin stand, sie solle den Diener, sobald er auf der Burg eintreffe, in den Turm sperren und ihm den Kopf abschlagen lassen. Obwohl der Bursche nicht wußte, was in dem Briefe stand, war ihm doch sehr traurig zumute, weil der Graf plötzlich so böse und ungnädig zu ihm war und ihn nun allein nach Hause schickte. Dies aber dachte er auch bei sich: daß in dem Brief wohl auch nicht viel Gutes stehen werde.

Als er nur noch eine Tagereise vom Schloß des Grafen entfernt war, blieb er in einem Wirtshaus über Nacht. Weil er nun nach dem Abendessen so schweig- sam und niedergeschlagen dasaß, fragte ihn der Wirt, ob er denn auf einer unlieben Reise unterwegs sei, oder was sonst ihn bedrücke. Da erzählte er ihm die ganze Geschichte, wie sie sich zugetragen, und zeigte ihm auch den Brief des Grafen. Der Wirt aber war ein pfißiger Mann und. sagte: »Wenn ich in deinen Schuhen stecken würde: ich gäbe den Brief nicht ab, bevor ich nicht wüßte, was darin steht.« Der Bursche, der immer ein treuer Diener gewesen war, wollte anfangs nichts davon hören; zuletzt aber brachte ihn der Wirt doch so weit, daß er alle Bedenken vergaß, den Brief aufbrach und las. Todesblaß ließ er ihn aus der zitternden Hand auf den Tisch fallen. Da nahm ihn der Wirt und las ihn Wort für Wort. »Hab' ich doch gleich richtig geahnt!« sagte er. »Einen Kopf kürzer will er dich also machen lassen? Wär doch bigott schade um dich! Sei nur ohne Sorge. Hat der Graf so Übles gegen dich im Sinn, so wollen wir ihm auch einen Streich spielen! Laß du jetzt nur mich machen.« Darauf holte er Federkiel, Tinte und Papier, ahmte die Handschrift des Grafen aufs Tüpfelchen genau nach und schneb an die Gräfin, sie solle den treuen Diener am selben Tage noch, an dem

er den Brief abgebe, mit ihrer Tochter verheiraten. Dem Diener schien dieser Plan zwar gefährlich; doch da ihm sein Herr nun schon einmal nach dem Leben trachtete, wollte er ihm auch erst einen rechten Anlaß dazu geben. Wenn es aber gelang, warum sollte er sich dann nicht mit der schönen jungen Gräfin verheiraten? Je mehr er an sie dachte, desto vergnügter wurde er, und am andern Morgen konnte er nicht früh genug aufbrechen, um zu ihr zu kommen.

Die Gräfin las den Brief und tat sogleich, wie ihr Mann befohlen hatte; denn sie wußte, er war ein strenger Herr und konnte keine Widerrede leiden. Andernfalls hätte sie ihm schon einen ernsten Vorhalt gemacht, daß er doch nicht ihre einzige Tochter einem Diener zur Frau geben dürfe. Die junge Gräfin aber, die den Burschen schon immer gern gemocht hatte, war mit ihres Vaters Wunsch wohl zufrieden und wurde also noch am gleichen Tage des Dieners Frau.

Nach einiger Zeit kam der Graf zurück und erfuhr, was seine Frau angerichtet hatte. Vor Ärger und Zorn hätte er sich am liebsten alle Haare ausgerissen und sein Weib aus dem Hause gejagt oder in den Turm geworfen. Doch die Schrift, die er da in Händen hielt, war so genau nachgeahmt, daß er gestehen mußte: »Fürwahr, die Buchstaben sind so ähnlich, daß sogar ich selber den Brief für echt hätte halten können!« Darum war er milde gegen seine Frau. Auf den Diener aber, der nun sein Schwiegersohn war, warf er von Stund an einen noch viel größeren Haß und suchte ihn auf irgendeine andere Art aus dem Weg zu räumen. Vor den Leuten und besonders vor seiner Tochter, die sich sehr glücklich fühlte, tat er zwar, als ob er mit der Heirat einverstanden sei; zu seinem Schwiegersohn aber sagte er: »Ich will mit eurer Ehe einverstanden sein, wenn du mir nachträglich noch eine Feder aus dem Schwanz des Vogels Greif verschaffst.« – »Und für mich«, sagte die Gräfin, »frage den Vogel Greif, wo mein Trauring geblieben sei; ich finde ihn nicht mehr.« Das wolle er gerne tun, antwortete der Schwiegersohn, nahm Abschied von seiner jungen Frau und machte sich auf den Weg. Der Graf sah ihm vom Turmfenster aus nach und freute sich schon im stillen; denn er dachte nicht anders, als der Vogel Greif werde seinen Schwiegersohn zerreißen und auffressen.

Der war nun schon eine gute Wegstrecke gewandert und kam eines Tages auch durch ein Dorf. Die Leute fragten, wohin er wolle, und als er es ihnen sagte, baten sie ihn: »Oh, frage doch auch den Vogel Greif, warum unser Dorfbrunnen gar nicht mehr läuft.« – »Das will ich ihn gerne fragen«, sagte er und ging weiter. Nachdem er wieder eine weite, weite Strecke gewandert war, kam er an einen breiten Fluß. Über den führte keine Brücke; am Ufer aber stand ein Mann, der mußte seit undenklichen Zeiten jeden, der des Weges kam, hinübertragen. Er nahm auch sogleich den Burschen auf die Schulter, trug ihn über den Fluß und fragte ihn dann, wohin er reise. »Zum Vogel Greif!« antwortete er. »Oh, so vergiß doch auch nicht zu fragen, wie lange ich noch hier die Menschen ans andere Ufer tragen muß, und wann ich endlich abgelöst werde.« – »Ich will nicht vergessen zu fragen«, sagte er und ging weiter.

Unser Wandersmann war schon durch mancher Herren Länder gezogen, als er endlich an eine Hütte kam, in dem ein uraltes Mütterchen wohnte. Das fragte er, ob hier nicht der Vogel Greif wohne. »Ja, der wohnt hier«, sagte es. »Er ist aber ausgeflogen, und das ist dein Glück, denn sonst würde er dich gleich in Stücke reißen und auffressen. Darum mach nur, daß du so schnell wie möglich wieder von hier fortkommst!« Der Bursche ließ sich aber nicht so rasch einschüchtern und erzählte, was er den Vogel Greif alles fragen müsse; berichtete auch, daß der Graf eine von den schönen Schwanzfedern haben wolle und er also nicht unverrichteter Dinge von hier fortgehen dürfe. Da versprach das Mütterchen, ihm beizustehen und ihm zu helfen, versteckte ihn unter dem Bett und sagte: »So, nun rühr dich nicht und halte die Ohren steif!«

Bald darauf kam der Vogel Greif nach Hause. Kaum hatte er das Zimmer betreten, so rief er: »Ich wittere Menschenfleisch! Belüg mich nicht!« – »Nur gemacht!« sagte das Mütterchen. »Es ist freilich ein Mensch hier gewesen; der hätte allerlei zu fragen gehabt, was du ihm aber doch nicht hättest beantworten können.« – »Haha! Das wäre!« sagte der Vogel Greif. »Was wollte er denn wissen?« – »Ach«, antwortete das Mütterchen, »eine Frau Gräfin läßt dich fragen, wo ihr Brautring geblieben sei. Sie kann ihn um alle Welt nicht finden und meint, du wüßtest es.« – »Da hat sie recht«, sagte der Vogel Greif; »ich weiß es auch. Die dumme Frau

dürfte nur die Türschwelle aufbrechen lassen, so würde sie den Ring finden! Was hat er sonst noch wissen wollen?« – »Ja: warum der Dorfbrunnen schon so lange nicht mehr laufe? Aber wie sollst denn *du* das wissen?« – »Freilich weiß ich's!« sagte der Vogel Greif, »die einfältigen Leute dürften nur den Frosch fangen, der die Quelle verstopft, dann würde der Brunnen gleich wieder laufen.« – »Was du nicht alles weißt!« sagte erstaunt das Mütterchen. »Aber *das* hättest du ihm doch gewiß nicht sagen können, warum der Mann beständig die Leute übers Wasser tragen muß, und wann ihn endlich einmal einer ablösen wird?« – »Oh, der Narr!« sagte der Vogel Greif. »Er soll doch den ersten besten, den er hinübertragen muß, ins Wasser werfen und sagen: ›Jetzt nimm du meinen Platz ein!‹ so ist er frei. Hat es weiter nichts gewollt, das Erdenwürmchen?« – »O doch«, sagte das Mütterchen, »der Bursche wollte für den Grafen etwas von dir geschenkt haben; aber das war gar zu dumm, ich mag's nicht einmal sagen.« – »Sag's nur!« rief der Vogel Greif; »ich möchte alles wissen.« – »Gibst du mir's, wenn ich es dir sage?« fragte das Mütterchen. »Ei, warum nicht? Heraus mit der Sprache!« »Denk dir nur, er wollte eine von deinen Schwanzfedern!« sagte das Mütterchen. Da machte der Vogel Greif zwar ein grimmiges Gesicht; weil er's aber versprochen hatte, so riß er sich eine Feder aus und gab sie dem Mütterchen. Darauf legte er sich nieder und schlief ein.

Am andern Morgen, sobald der Vogel Greif ausgeflogen war, holte das alte Mütterchen den Burschen unter dem Bett hervor und fragte ihn, ob er alles verstanden, was der Vogl Greif ihr verraten habe? »Natürlich, liebes Mütterchen!« sagte er. »Kein Wort ist mir entgangen!« – »Dann ist's ja gut«, sagte das Mütterchen und gab ihm zum Abschied die Feder, die sich der Vogel Greif usgerupft hatte. Da bedankte sich der Bursche vielmals und trat vergnügt die Rückreise an.

Als er an den Fluß kam, fragte ihn der Mann, was der Vogel Greif gesagt habe. »Trag mich nur erst hinüber«, antwortete der Bursche, »dann will ich dir's sagen.« Als er am andern Ufer stand, sagte er: »Den nächsten, den du tragen muß, den wirf ins Wasser und sprich: ‚Jetzt nimm du meinen Platz ein!‘, dann bist du frei und für alle Zeiten abgelöst.« – »Das hätte ich eher wissen sollen«, brummte der Alte und tappte wieder durch das Wasser

zurück. Der Bursche aber ging tapfer weiter und kam bald in das Doff, wo die Bauern schon auf ihn warteten. Er verriet ihnen, was er vom Vogel Greif erfahren und siehe, als sie den Frosch aus dem Brunnen geholt hatten, prudelte das Wasser wieder so reichlich wie vordem. Da waren die Leute froh und schenkten ihm dreihundert Gulden für seine Mühe.

Nach vielen Wochen kam er endlich wieder auf der Burg an. »Wo ist mein Trauring?« fragte die Gräfin, die ihm voll Erwartung bis zum Tor entgegengegangen war. »Unter der Schwelle hier«, gab er zur Antwort. Da mußte sogleich ein Zimmermann kommen und die Schwelle aufbrechen; und wahrhaftig – da lag der Ring. Zum Grafen aber sagte der Bursche: »Der Vogel Greif läßt Euch freundlich grüßen und schickt Euch da eine seiner goldenen Federn. Kämet Ihr selbst aber einmal zu ihm, so wolle er Euch so viele Schätze schenken, daß kein zweiter mehr auf Erden sein solle, der reicher sei als Ihr.« Als der Graf diese Kunde vernommen hatte, wollte er mit seinem Besuch beim Vogel Greif keine einzige Stunde verlieren und trat sogleich die Reise an.

Er kam glücklich bis an das Wasser, über das keine Brücke führte, und der Mann am Ufer fragte ihn, ob er ihn hin übertragen solle. »Ja, das ist mir recht«, sagte der Graf »ich habe es eilig, enn ich gehe meinem Glück entgegen, mußt du wissen! Wenn ich wiederkomme, wirst du mich nicht mehr zu tragen brauchen!« – »Das will ich glauben!« sagte der Mann, nahm den Grafen auf den Rücken, trug ihn bis in die Mitte und – plumps! warf er ihn ins Wasser und sagte: »Jetzt nimm du meinen Platz ein!« Dann machte er, daß er fortkam. Da mußte der Graf nun dableiben und die Leute durch den Fluß tragen; und wenn ihn keiner abgelöst hat, so tut er's heute noch.

Der betrogene Teufel

Es war einmal ein junger Bursche, Berthold hieß er; dem waren Vater und Mutter gestorben und hatten ihm nichts hinterlassen, weder Geld noch Gut, und so stand er eines Tages arm und allein und ohne einen Freund auf der Welt. Jemand hätte er zwar schon gehabt, das war Gertrud, eine reiche Bauerntochter, die er heimlich liebte und die auch ihn gern hatte, denn er war ein sauberer und starker Bursche. Weil er aber so gar nichts hatte als seinen kärglichen Lohn und mit knapper Not ein ordentliches Werktags- und Sonntagsgewand, wollte es der Bauer nicht leiden, daß seine Tochter den armen Tagelöhner heirate. Darüber war Berthold sehr traurig, saß oft an einem einsamen Platz im Walde und sann und sann und mußte immer nur das eine denken: »Ja, wenn ich reich wäre, dann würde ich die schöne und reiche Gertrud ganz gewiß zur ~rau bekommen. Wie aber soll aus mir armem Kerl ein wohlhabender Mann werden? Das wird im Leben nicht so weit kommen, und was tu ich also eigentlich auf dieser ungerechten Welt. Am besten wär's, ich würde einschlafen und nicht mehr aufwachen.«

Wie er nun wieder einmal so in düsteren Gedanken dasaß, stand plötzlich ein großer, fremder Jäger vor ihm – das war aber niemand als der Teufel – und sagte: »Ei, nur keinen solch trübseligen Gedanken nachspinnen, Bursche! Was drückt dich denn? Wo fehlt's?« – »Am Geld fehlt es mir. Reich sollt' ich sein!« antwortete Berthold bitter. »Wenn es weiter nichts ist«, sprach der Teufel, »dazu kann ich dir leicht verhelfen. Du brauchst mir nur deine Seele dafür verschreiben.« – »Die sollst du nach meinem Tod gerne haben; ich fange ja dann doch nichts mehr mit ihr an«, sagte Berthold; »aber *jetzt* will ich mich freuen mit ihr, wenn ich reich bin und das Mädchen, das ich schon lange gerne möchte, zur Frau bekommen habe.« So ging also der arme Berthold in seiner Not den Pakt mit dem Teufel ein, bekam gleich einen Stumpen Gold ausgehändigt und war vom Tage an der reichste Mann im Lande.

Es dauerte auch gar nicht lange, da gab ihm der Bauer seine Tochter und ließ die Hochzeit zurichten. Als aber die Feier gerade am schönsten war und das junge Brautpaar bei Flöten- und

Geigenspiel den ersten Tanz miteinander tanzte, da ging plötzlich die Tür auf und der Teufel trat herein, um den versprochenen Lohn abzuholen. »Du siehst doch, ich halte gerade Hochzeit; da kann ich dir doch meine Seele nicht geben. Jetzt will ich erst recht anfangen zu leben! Komm in fünfzig Jahren wieder vorbei und frage nach«, sagte Berthold und wollte wieder in den Saal zurück und zum Tanz gehen. So ließ sich aber der Teufel nicht abfertigen und bedachte, wie er sich heute noch des Burschen Seele mit List verschaffen könnte. »Höre!« sagte er drum zu Berthold, »ich will dich fortan ungeschoren lassen und auf deine ärmliche Menschenseele verzichten, wenn du mich mit irgendeiner Arbeit einen ganzen Tag Jang beschäftigen kannst.« – »Das müßte eine Kunst sein, dir für einen Tag Arbeit zu verschaffen«, dachte der Bursche und war mit diesem Vorschlag gleich einverstanden.

Er führte den Teufel vor das Dorf hinaus auf einen großen, abgemähten Fruchacker und sagte: »So, diesen Acker sollst du umhacken!« Dazu brauchte ein einzelner Mann sonst drei volle Tage; der Teufel aber war schon nach einer Viertelstunde damit fertig und forderte weitere Arbeit. Da nahm Berthold ein Simri Kleesamen, säte den auf dem Felde aus und sagte: »Lies den Samen wieder in das Simrimaß zurück! Es darf aber kein Körnlein liegenbleiben!« Doch auch das war dem Teufel eine Kleinigkeit; er war in einer halben Stunde fix und fertig und verlangte neue Arbeit. Nun wurde aber dem Berthold allmählich doch höllenangst, und er kam jedesmal bleicher und aufgeregter in den Saal zurück. Die Braut merkte, daß da etwas nicht stimmte und fragte ängstlich und besorgt ihren Mann: »Warum bist du denn so blaß? Was hast du denn, daß du immer aus- und eingehst?« Da gestand er seiner Frau alles und klagte ihr die Not und Gefahr, in der er schwebte. Als sie ihn angehört hatte, fing sie aber nicht etwa zu weinen und zu jammern an, sondern lachte und sprach: »Oh, hättest du mir das doch gleich zu Anfang gesagt! Ich kann dir helfen, mein lieber Berthold!« Dabei zupfte sie sich eins ihrer kurzen, krausen Haare aus, gab es ihm und sagte: »So, nun bring das dem Teufel und verlange von ihm, daß er es gerade machen solle.« – »Was habe ich doch für eine kluge Frau!« sagte Berthold, gab seiner Braut einen Kuß und eilte so schnell er konnte auf den Hof hinaus. Als der Teufel das Haar nur sah, schnitt er schon ein Gesicht wie neun Tage Regenwetter, zupfte und zog und bog voll Wut an dem Härchen herum und legte es zuletzt sogar auf den Amboß, um es

mit dem schweren Schmiedehammer gradzuklopfen. Doch es war alles umsonst; er konnte diese Arbeit an einem Tage nicht zustande bringen. Das Haar blieb kraus, und der Teufel war um seinen Lohn betrogen. Voller Freude kehrte Berthold zu seiner Braut zurück, tanzte und feierte mit ihr bis in den frühen Morgen hinein und lebte nun mit seiner Frau in Glück und Wohlstand bis an sein Ende.

Das Männlein mit dem Wunderspiegel

Vor vielen, vielen Jahren war einmal im Gebirge ein Mann unterwegs. Da fand er zufällig, wie man ja manchmal etwas findet, einen kleinen Spiegel. Er hob ihn auf und blickte hinein. Aber, was Wunder! er sah drin nicht sich selbst, sondern einen steilen, felsigen Berghang, der voll goldener und silberner Zapfen hing. Die gleißten und funkelten in wunderbarem Glanze. Hoch oben an der Felswand aber krabbelte ein kleines Männlein herum, das emsig die goldenen Zapfen abbrach und in ein Säcklein steckte.

Der Mann konnte sich an alldem kaum sattsehen. Es dauerte aber gar nicht lange, da merkte das Männlein, daß jemand es durch sein verlorengesangenes Spiegelein beobachtete. Da wurde es ganz aufgeregt und fing an zu zappeln und ängstlich zu jammern und bat den Mann, doch den Spiegel wegzuwerfen. Es sei sonst verloren, könne sich nicht mehr an der Felswand halten und müsse herabstürzen und zu Tode fallen. Gerne wolle es ihm dafür von seinen Schätzen geben. Da hatte der Mann mit dem armen Wichtlein Mitleid und warf den Spiegel weg. Sogleich verschwand die Felswand und alle Pracht, die daran gefunktelt, und das Männlein stand vor ihm. Als der Mann fragte, woher es denn sei, sagte es: »Aus Venedig!«, gab ihm zum Lohn einen großen Goldzapfen und – war verschwunden.

Voller Freude wickelte der Mann den Zapfen in sein Sacktuch und machte sich auf den Heimweg. Unterwegs schmiedete er mancherlei Pläne: wie er seine Schulden bezahlen und Felder und Vieh kaufen könne; freute sich, daß ihm nun aus aller Not geholfen, und wie reich er mit einemmal geworden sei. In der halben Zeit war er zu Hause, so schnell lief er. Schon unter der Stubentür knüpfte er sein Taschentuch auf, um Weib und Kind seinen Schatz zu zeigen. Aber, O weh! – der Zapfen glänzte kein bißchen mehr, sondern war ganz schwarz und unansehnlich geworden. Da war der Mann tagelang traurig. Und weil er mit dem schwarzen Klumpen nichts anzufangen wußte, entschloß er sich, nach Venedig zu gehen, das Männlein aufzusuchen und es zu fragen, wie er das trügerische Ding behandeln müsse, damit es wieder seinen alten Glanz bekomme. Er wickelte den Zapfen ins Taschentuch und begab sich auf die Reise.

Nach langer Wanderung kam er endlich in Venedig an. Wie er so durch die Straßen ging und nach dem Männlein suchte, stand es plötzlich neben ihm. Es grüßte ihn überaus freundlich und fragte erstaunt, wie er denn hierherkomme. Da klagte ihm der Mann seine Not, erzählte, wie es ihm mit dem goldenen Zapfen gegangen sei und knüpfte sein Taschentuch auf. Da lächelte das Männlein, strich mit der flachen Hand darüber hin und – siehe da! der Zapfen war wieder eitel Gold und funkelte wie zuvor. Überglücklich bedankte sich der Mann und wollte gleich wieder die Heimreise antreten. Aber das Männlein ließ es nicht zu, sondern bat ihn, mit in sein Haus zu kommen und einige Tage sein Gast zu sein.

Es führte ihn in einen groß mächtigen Palast; bewirtete ihn mit köstlichen Speisen und Getränken und zeigte ihm alle seine Reichtümer. Da konnte der einfache Mann ob all der Pracht und Schätze nicht genug staunen und rief ein Mal übers andere »Ach, wenn nur auch meine Frau da wäre und all die Schönheit sehen könnte!« Das Männlein fragte ihn, ob er gerne wissen und sehen möchte, wie es seiner Frau zu Hause gehe und was sie gerade treibe. »Ei, freilich möchte ich das gerne sehen!« sagte er. Da holte das Männlein den Wunderspiegel herbei und ließ ihn hineinsehen. Und da sah der Mann wahrhaftig ganz klar und deutlich sein Haus und die Stube und drin sein Weib, wie es bei der Wiege saß und dem Kind den Brei gab. Voller Freude nahm er von dem guten Männlein Abschied, zog mit seinem blanken Goldzapfen wieder heimwärts und lebte fortan mit Weib und Kind in Glück und Reichtum.

Die vier kunstreichen Brüder

Es waren einmal vier Brüder, die hießen Hans, Jörg, Jockel und Michel. Der erste war ein Scharfschütze, der zweite ein Windbläser, der dritte ein Schnellläufer und der vierte, der Michel, war so stark, daß er die dicksten Eichen wie Grashalme aus der Erde rupfen konnte. Eines Tages gingen sie miteinander auf Wanderschaft in die weite Welt hinaus.

Da traf einmal ein Forstmann den Hans, der gerade sein Gewehr zum Schuß angelegt hatte, und es sah aus, als wolle er in die blaue Luft hineinschießen. »Wonach zielst du denn?« fragte der Förster. »Wonach ich ziele?« sagte Hans. »Hundert Stund von hier, auf einer Kirchturmspitze, sitzt ein Spatz, den will ich herunterschießen.« Er drückte ab, sah hinter der Kugel drein und sagte dann nach einer Weile: »So, da liegt er!« Der Forstmann aber schüttelte ungläubig den Kopf und sagte: »Das machst du mir nicht weis! Auf eine so große Entfernung trifft kein Mensch!« Da rief der Hans seinen Bruder Jockel, den Schnellläufer, herbei und sagte zu ihm: »Hole doch geschwind den Spatzen, den ich hundert Stund weit von hier vom Kirchturm geschossen habe!« Jockel machte sich sogleich auf den Weg, war nach zwei Stunden wieder da und brachte richtig den toten Spatzen mit; aber in zwei Stücken; denn er war so gut getroffen, daß der Kopf rechts, der Leib links von dem Kirchturm herabgefallen war.

Der Förster ging weiter und traf nach einiger Zeit den Jörg. Der stand bei den sieben Windmühlen, schien müßig in den blauen Himmel hinaufzugucken und hielt dabei beständig ein Rohr vor den Mund. »Ei, Kamerad, was machst du denn da?« fragte der Forstmann. »Ich? Ich blase die Windmühlen an, daß sie nicht stillstehn, weil doch heute der Wind nicht weht«, antwortete der Jörg.

Nicht weit davon traf der Förster auch den Michel an. Der hatte ein langes, armdickes Seil um drei Morgen Wald gespannt und machte eben den Knopf dran. Der Förster sah ihm von weitem eine Weile zu und dachte bei sich: »Sag mir bloß einer, was der Kerl im Sinn hat?« Endlich trat er näher heran und fragte: »Was willst du denn mit dem Seil anfangen, das du da um den Wald

gelegt hast?« – »Ach«, sagte der Michel, »ich wollte nur ein Bündel Holz holen, damit ich mir auch ein bißchen einbrennen kann, wenn's etwa im Winter recht kalt wird.« Sprach's und riß mit einem Ruck den ganzen Wald um, daß es nur so krachte, lud ihn auf die Schulter und trug ihn fort. Da brachte der Yörster den Mund nicht mehr zu vor Staunen, wagte dem starken Michel kein böses Wort zu sagen und machte, daß er nach Hause kam. Die vier Brüder aber wanderten ihres Weges weiter, bis sie endlich in der Hauptstadt anlangten.

Dort war gerade im königlichen Schloß große Sorge und Not. Der König war schwer erkrankt, und sein Leibarzt erklärte, er müsse sterben, wenn nicht binnen sieben Stunden das Kraut des Lebens herbeigeschafft werde, das auf dem höchsten Berge fern an der Grenze des Landes wachse. Da ließ der König sogleich in allen Städten und Dörfern ausrufen: Wer ihm innerhalb sieben Stunden das Kraut des Lebens bringe, der bekomme zum Lohn einen Sack voll Geld, so schwer als er ihn tragen könne. »Das wäre was für uns!« sagten die vier Brüder untereinander, und der Schnellläufer eilte spornstreichs aufs Schloß und meldete sich. »Ich will es aber schriftlich haben, Herr König, daß ich einen Sack voll Geld bekomme, wenn ich Euch das heilsame Kraut verschaffe«, sagte Jockel, und der König sicherte ihm den Lohn mit Unterschrift und Siegel zu.

Als er das Schriftstück in der Tasche hatte, sprang Jockel davon, so schnell ihn seine Füße trugen und kam schon nach zwei Stunden auf dem Berge an. Er fand auch gleich das Kraut des Lebens und machte sich auf den Heimweg. Als er aber eine Weile gelaufen war, dachte er, er habe ja noch Zeit genug und könne also gut ein wenig ausruhen. Er legte sich unter eine Eiche und schlief ein. Inzwischen warteten die Brüder und warteten, und die Zeit verstrich. Da hielt endlich der Scharfschütze nach ihm Ausschau und sah ihn wahrhaftig fest eingeschlafen unter der Eiche liegen. Flink nahm er sein Gewehr, zielte und schoß dem Bruder eine Kugel durch den Rockzipfel. Davon erwachte der Jockel und sah schnell nach seiner Uhr. O Wetter! Es war höchste Zeit! Er sprang auf und lief, springst nicht, so gilt's nicht, über Stock und Stein, und kam gerade noch zur rechten Zeit im Schlosse an. Sogleich bereitete der Leibarzt aus dem Kraut eine Arznei, gab sie dem Kranken zu trinken – und nach weni en

Stunden schon war der König wieder gesund. Dar~über war er sehr froh und ließ dem Schnellläufer sagen, er solle am andern Tag ins Schloß kommen und seinen Lohn abholen.

Der schlaue Jockel aber ließ sich vorher einen Sack machen, der war so groß, daß der Schneider hundert Ellen Zwilch dazu brauchte. Mit diesem Sack ging er zu seinem Bruder, dem starken Michel, und sagte: »Du mußt mit mir als mein Diener und den Sack tragen; da bist du gerade der rechte Mann dazu! Denn der König hat mir so viel Geld versprochen, als einer auf seinen Schultern tragen könne.« – »Machen wir, Brüderchen!« sagte Michel und ging gleich mit ihm. Als sie zum König kamen, führte er sie in eine seiner Schatzkammern und sagte: »Hier nehmt euch, so viel einer tragen kann!« – »Pack ein, Michel!« sagte der Jockel. Da nahm der Michel eine Tonne Gold nach der andern wie einen Spielball in die Hand und schüttete sie in den großen Zwilchsack. Als aber alles Gold drin war, war der Sack noch lange nicht voll, und der Michel konnte noch viel mehr tragen. Deshalb gingen sie in die zweite Schatzkammer und steckten auch dort alles Geld in den Sack. Ja, sie gingen auch noch in die dritte Kammer und fingen an einzupacken. Da wurde der König böse und gab heimlich den Befehl, daß zwei Regimenter Fußsoldaten und zwei Regimenter zu Pferd vor das Schloß rücken und die beiden Burschen ja nicht entkommen lassen sollten. Bis die aber ankamen, dauerte es zwei Stunden, und unterdessen hatte der Michel längst den Geldsack über die Schulter geworfen und war hinter seinem Bruder Schnellläufer drein davongegangen. Weil der Sack aber so dick und breit war, konnte er damit nicht ganz ungehindert aus dem Schloßtor kommen, sondern mußte ein wenig Gewalt anwenden. Da ging der Sack zwar hindurch; aber auch die ganze Schloßtür samt acht Säulen blieben daran hängen. Der Michel ging ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre, bis er ans eiserne Hoftor kam. Da war der Durchgang wieder zu eng. Aber er tat einen herzhaften Ruck, hob das ganze Tor aus den Angeln und trug's samt den acht Säulen und der Schloßtür und den vielen Tonnen Goldes auf seinen Schultern davon.

Als er mit dieser Last eine Weile gewandert war, kam er an einen See. Da sprach er bei sich: »Hier will ich ein Viertelstündchen ausruhen, bis der Hans und der Jockel und der

Jörg kommen; auch drückt mich das dumme Säcklein ein wenig auf der Schulter.« Wie staunte er da, als er den Sack ablegte und sah, was sonst noch alles drum und dran hing! Und da die drei Brüder auch gerade dazukamen, mußten sie über den starken Michel recht herzlich lachen. Plötzlich dröhnte der Boden von Pferdegetrappel und die vier Regimenten Soldaten brachen aus dem Walde hervor und wollten dem Michel den Sack wieder abnehmen. Doch eh' sie's gedacht, hatte der Jörg sein Windrohr an den Mund genommen und blies alle, Roß und Mann, in den tiefen See, daß sie jämmerlich ertranken. Drauf zogen die vier Brüder fröhlich weiter, teilten unter sich das Geld und lebten als reiche Leute glücklich und vergnügt bis an ihr Ende.

Der Meisterlügner

Da war auch einmal im Land Ichweißnichtwo ein Köüig, dem konnte einer das Blaue vom Himmel herunter in die Ohren lügen; er konnte lügen, daß sich die eichenen Balken im Thronsaale bogen – der König hielt alles für wahr; es gab nichts, was ihm zu Ohren kam, das er am Ende nicht doch für möglich gehalten hätte. Viele Jahre war er nun schon König, und mindestens einmal an jedem Tag war es vorgekommen, daß einer seiner Hofleute oder Minister über irgendeine neue Kunde gesagt hatte: »Das ist eine Lüge!« oder: »Das ist faustdick gelogen!« oder: »Das glaubt ja kein Sterblicher!« Da ärgerte sich der König über sich selbst, weil er immer alles für wahr halten mußte und noch kein einziges Mal in seinem Leben einem ins Gesicht hatte sagen können: »Du großmauliger Schelm, das lügst du!« *Einmal* wollte er es aber doch sagen können, ehe er starb, und sollte er gleich sein liebstes Kleinod dafür hingeben müssen. Darum ließ er in seinem Reich durch einen Herold verkünden: wer eine so große Lüge tun könne, daß selbst der König sie nicht glaube, der solle seine einzige Tochter, die schöne Prinzessin, zur Frau bekommen.

Viele edle und unedle Lügenbeutel hatten nun schon versucht, sich mit ihrer Schelmenkunst das Königstöchterlein zu erlügen; doch es war ihnen nicht gelungen. Sie hatten für ihre Dreistigkeit auf sieben Jahre in den dunkeln Turm wandern müssen. Da hörte auch ein wandernder Handwerksgeselle in einer fernen Stadt den Herold die königliche Botschaft ausrufen. Der Geselle hielt sich für einen Erzlügner, dem nicht so leicht einer das Wasser reichen konnte. Zudem dachte er, eines Königs schönes Töchterlein sei ein Preis, um den man schon ein paar saftige Lügen wagen könne, und machte sich also auf den Weg zum Schlosse.

Als der junge, schmucke Bursche durch das Tor trat und den Torhütern und Dienern Bescheid gab, was er da wolle, rieten ihm alle, keinen Schritt mehr weiter zu gehen. Doch der Handwerksbursche ließ sich nicht einschüchtern und verlangte, vor den König geführt zu werden. Der König saß auf seinem goldenen Throne, ihm zur Seite seine Tochter. Sie war so schön, daß der Bursche die Augen schließen mußte, als er sie nur mit

einem einzigen Blick gestreift hatte. Der König aber sprach: »Drei Lügen will ich dir gestatten. Wenn ich sie aber alle für wahr halte und dich nicht wenigstens **e i n**mal einen Lügner heiße, so ist der köstliche Preis hier zu meiner Linken verscherzt, und du siehst für sieben Jahre das Licht der Sonne nicht mehr!« Wie der König aber von dem köstlichen Preis zu seiner Linken sprach, wagte der Bursche noch einmal einen Blick zu der schönen Prinzessin hinüber, und – O Wunder! – die lächelte ihm so freundlich und lieb zu, daß er alles Bangen von sich warf und nicht mehr daran zweifelte, daß er sie noch heute in seine Arme schließen werde.

»Zum ersten also!« begann der König. Er wies mit seiner ringfunkelnden Hand auf den Boden des Thronsaales, der mit lauter Goldplatten belegt war, und fragte den Handwerksburschen: »Gelt, Junge, so einen kostbaren Boden hast du noch nirgends gesehen?« – »Ei, warum nicht«, antwortete der. »Wo?« fragte der König. »In meinem Heimatdorf, das gleich hinter dem gläsernen Wald rechts unterm Mond liegt und Lüg mireins heißt.« – »Und bei wem hast du einen solchen goldenen Boden gesehen?« – »Na, wo auch? Daheim, bei meinem Vater.« – »Wer ist denn dein Vater?« – »Ei, wer sollt' er auch sein: der Sauhirt in unserm Dorf.« – »Wieviel Säue hat er zu hüten?« – »An die fünftausend.« – »Wie lange schon treibt dein Vater auf die Weide?« – »Jetzt geht's gerade ins hundertneunundneunzigste Jahr.« Der König räusperte sich und sagte: »Daß dein Vater in so viel Jahren mit so viel Säuen so viel Geld erspart hat, daß er am Ende in seine Stube einen goldenen Boden hat legen lassen können, das glaub' ich gerne; denn Sauhirt sein ist verdienstlich.«

Der König schmunzelte spöttisch, weil die erste Lüge für ihn nicht groß genug gewesen war. Doch der Bursche ließ sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen. »Zum andern denn!« fuhr drauf der König fort, wies mit der Hand nach dem Fenster und sprach: »Geh dorthin und schau in den Garten hinab! Hast du deiner Lebtag schon einmal so große Rüben gesehen?« – »O jemine!« versetzte der kecke Geselle, »da sind die Euren vertrocknete Setzlinge gegenüber denen, die ich heut vor neunundneunzig Jahren weit hinterm Nirgends meer im Land Eckumeck gesehen habe. Selbige sind so groß gewesen, daß unter ihrem Krautwerk sechzehntausend Soldaten beim größten

Wolkenbruch unterstehen konnten, und ist keiner auch nur einen Tropfen naß geworden.« Der König räusperte sich zweimal und sagte: »Nun ja, kann sich ein Schweinehirt einen goldenen Fußboden in seiner Stube leisten, so können auch im Land Eckumeck hinterm Nirgendsmeer so große Rüben wachsen. Was ist nicht alles möglich unter der Sonne !?«

Der König lächelte noch spöttischer als beim ersten Male. Und sogleich hob er wieder seine Hand und wies nach dem Fenster auf der andern Seite des Saales. Dann sagte er: »Zum dritten also! Geh dort hinüber und sieh dir die Tanne in meinem Park an. Hast du je einmal auf deinen Wanderfahrten eine so hohe Tanne angetroffen?« Der lustige Geselle, der voller Lügen steckte, besann sich rasch auf eine, die so grausam erlogen war, daß es gewiß auf der ganzen Welt keinen Menschen gab, der sie glaubte, und begann tapfer und mit prahlerischer Stimme zu erzählen: »O du meine Güte! Das hier? Das ist ja nur ein Besenreis gegen das, was ich im Himmeleieiegebirge einmal an Tannen gesehen habe! Ich habe wundershalber probiert, wie hoch die höchste wohl sein möge. Habe mir also zweiundzwanzigtausend Sparrennägel gekauft und sie einen nach dem andern in den Stamm geschlagen und bin drauf gipfelwärts geklettert. Denkt Euch! Da bin ich bis in den siebten Himmel hinaufgekommen, und die Tannenwipfel waren immer noch nicht zu sehen. Weil ich nun doch schon einmal da war, dachte ich, ich könnte mir auch den Himmel ein bißchen ansehen. Fand viele alte Bekannte aus Lüg mireins und aus dem Lande Eckumeck vor und erzählte ihnen, daß ich, eh' ein Jahr vergangen, des Königs schönes Töchterlein im Land Ichweißnichtwo als Gemahlin heimführen werde. Und sie glaubten mir alle bei ihrer Seele Seligkeit und wünschten mir von Herzen Glück dazu. Sie hätten mich gar zu gerne zum Nachtessen eingeladen, aber ich war drauf bedacht, vor dem Dunkelwerden wieder in die Welt hinabzurutschen, und empfahl mich. Ich habe aber ums Leben nicht mehr die Tanne gefunden, auf der ich heraufgestiegen bin, und hatte drum im Sinn, im Himmel ein verstecktes Plätzchen zum Nachtlager zu suchen. Wie ich da nun so herumstolperte, stieß ich von ungefähr an ein Bollenfaß. Sah hinein und bemerkte, daß es ein gut Stück über den Rand hinaus voll war mit Weizenkleie. Holla! hab' ich gedacht, du kommst mir gerade recht! Habe aus der Kleie ein Seil geflochten, es mit einem Dutzend übriggebliebenen Nägeln am

Himmelsfenster festgenagelt und mich an dem Kleieseil allmählich auf die Welt herabgelassen. Wie ich aber noch weit über den allerobersten Wolken gewesen bin, ist das Trumm ausgegangen. Jetzt was tun? Nun, ich hab' halt keine andere Wahl gehabt, als das Seil oben abzuschneiden und unten an den Rest wieder anzuknüpfen. Bis ich aber endlich auf festem Boden und geradeswegs vor dem Tor zu Eurem königlichen Palast angekommen bin, hat das Seil – Ihr mögt mir's glauben oder nicht! – nur noch aus lauter Knöpfen bestanden.«

Da fuhr der König aus seinem Thronsessel auf und rief: »Das ist ja eine Lüge so groß wie das Seil, das du mir da vom Himmel heruntergelogen!« – »Gut«, erwiderte freudestrahlend der Handwerksbursche, »und also bin ich Euer Tochtermann!«, nahm die schöne Prinzessin, die ihn gar liebevoll anlachte, bei der Hand und gab ihr den Verlobungskuß. Dann trat das glückliche Paar vor den König, und der legte ihre Hände ineinander, nahm die Krone von seinem grauen Haupt und drückte sie dem wackeren Gesellen in die Locken. Und so ist der Meisterlügner König im Lande Ichweißnichtwo geworden.